SCHÖN

BDA 3.15

SCHÖN

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 Die unbequeme Frage: Schönheit in der Architektur
Cornelius Tafel

10 Den Faden neu spinnen
Monica Hoffmann

14 Jenseits des Verstandes
Klaus Friedrich

17 Schönheit – Vergänglichkeit und Wiederkehr
Michael Gebhard

19 Schönheit und Konstruktion
Irene Meissner

21 Ethik, Ästhetik, Innovationenen
Auszüge einer Rede von Frei Otto

24 Schönheit – Die Unvollendete
Cordula Rau

25 Gemischte Gefühle
Hermann Straubinger

28 Schön und Gut
Günter Meyer

31 Was Andere in ihrem Tun als schön empfinden

32 ... Verweile doch, du bist so schön ...
Erwien Wachter

36 In eigener Sache

38 Stadtkritik V

42 Seitenblicke

45 Sieben Fragen an
Gottfried Böhm

47 BDA

63 Persönliches

66 Randbemerkt

68 Impressum

EIN WORT VORAUS

Schön. Was für ein Begriff! Bis heute nicht und vielleicht nie zu definieren. Was für eine Resonanz auf dieses Thema! Da scheint etwas in der Luft zu liegen, vielleicht sogar eine Sehnsucht nach einer ästhetischen Neupositionierung der Architektur.

Deswegen geht Cornelius Tafel der uralten Frage nach messbarer Schönheit in der Architektur nach, die er bis Mitte des vorigen Jahrhunderts findet, danach allerdings vergeblich sucht und deswegen im nächsten Heft nach anderen ästhetischen Wertsystemen forscht (Seite 6). Ob sich zumindest der mehr als zweitausend Jahre alte Streit zwischen dem objektiven oder subjektiven Schönheitsverständnis einem Ende nahen könnte, damit befasst sich Monica Hoffmann und sieht die Chance einer erneuten Schönheitsdiskussion in der Architektur (Seite 10). Klaus

Friedrich wiederum verfolgt die Diskussion um das Sinnliche, die Empfindungen und den Verstand in der Beurteilung des Schönen (Seite 14). Dem rasanten Verfall architektonischer Schönheitsvorstellungen stellt Michael Gebhard die Tatsache immer wiederkehrender ästhetischer Wertschätzungen entgegen und plädiert für mehr Geduld im Umgang mit Bauwerken (Seite 17). Womit sich die Frage nach der Konstruktion als bestimmendes Element der Schönheit in der Architektur, der Irene Meissner nachgeht, neu stellen würde (Seite 19). Dass Frei Otto auch für unser Jahrhundert auf die Schönheit in der Baukunst gehofft hat, ist dem Auszug einer seiner Reden zu entnehmen (Seite 21). Das Besondere der vergänglichen Schönheit hat es Cordula Rau angetan (Seite 24). Während sich Hermann Straubinger der unterschiedlichen Entwicklung der Begriffe schön und erhaben im Rahmen der Architektur annimmt (Seite 25), befasst sich Günter Meyer in diesem Kontext mit dem speziellen Spannungsverhältnis zwischen Schönheit und Ethik (Seite 28). Die ganze Spannbreite des Schönen in ihrem Tun offenbaren uns kurze Statements von Vertretern anderer Berufe (Seite 31). Und auf welch wahrlich unsicherem Boden sich die Urteilsfindung über das Schöne bewegt, dieses Thema bewegt abschließend Erwien Wachter (Seite 32).

Was das Schöne sei, darüber wird wahrscheinlich immer gestritten werden. In jeder Epoche aufs Neue. Das ist gut so. Erst wenn dies nicht mehr geschieht, dann wird es bedenklich. Deswegen dieses Themenheft, damit es nicht so weit kommen kann.

Monica Hoffmann

DIE UNBEQUEME FRAGE: SCHÖNHEIT IN DER ARCHITEKTUR

Cornelius Tafel

Intro: Der Vokuhila

Leser dieser Zeilen haben wohl so viel Lebenserfahrung, dass sie auf frühere Zeiten und damit auf Kleidungsstile zurückblicken können, die ihnen damals einzig passend, ja alternativlos erschienen, aber heute bei ihnen nur ungläubiges Staunen hervorrufen – was uns damals gefallen hat! Na ja, das ist doch Mode, ließe sich antworten, in der Architektur gelten doch objektivere Maßstäbe, die wechseln auch nicht jährlich wie die Kleidermode. Wenn wir uns da nicht täuschen. Selbst wenn wir die architektonischen „Laien“ und ihren

von uns mitunter verachteten Geschmack da draußen ignorieren, durchblättern Sie doch mal die Wettbewerbsentscheidungen der letzten Jahre oder auch Jahrzehnte, dort, wo sich Fachleute unter weitgehendem Ausschluss des gemeinen Volkes entscheiden: Die Behauptung wäre sicherlich nicht übertrieben, dass eine beliebige Wettbewerbs-Erstplatzierung eines bestimmten Datums fünf Jahre vorher oder fünf Jahre später in den allermeisten Fällen keine Chance gehabt hätte.

Dass Moden wechseln, ist eine Selbstverständlichkeit, aber wir müssen damit ebenfalls anerkennen, dass ästhetische Maßstäbe wechseln, ohne dass wir dafür den Grund benennen können. Wir sehen aber auch, dass mehrere Schönheitskonzepte nebeneinander bestehen. Gelegentlich trifft man auf der Straße noch eine Vokuhila-Frisur an (heißt: vorne-kurz-hinten-lang), leicht blondiert, gern mit „Schneckerln", nur vollständig mit goldenem Hals- und Armkettchen, übrig geblieben aus den 1980er Jahren. Das fand „man" schon zur Blütezeit dieses Haarstils proletenhaft bis lächerlich – aber es geht hier nicht nur um Ästhetik. Diese Frisur ist einfach ein anderes, gruppenspezifisches Schönheitskonzept, das (nur) innerhalb dieser Gruppe als Ideal gilt. Ob eine Frisur proletarisch oder aristokratisch ist, ist ausschließlich eine Frage des kulturellen Umfelds: die vielbewunderten griechischen Jünglingsstatuen der archaischen Zeit, die Kuroi, sind Vokuhilas reinster Ausprägung. Ganze gesellschaftliche Gemeinschaften definieren sich und grenzen sich ab durch ihre standardisierten Outfits. Das gilt durch alle Generationen und gesellschaftlichen Schichten: Die pensionierten Studienräte kleiden sich auf ihrer Besichtigungstour durch Burgund genauso uniform wie die Rocker der Hells Angels. Und das gilt auch für das architektonische Umfeld. Die Wahl der Wohnung und des Einrichtungsstiles sind nicht einfach Ausdruck individuellen Geschmacks, gerade auch da, wo Geld nicht die vorrangige Rolle spielt. Das Reihenhaus in Laim, die Altbauwohnung in Schwabing oder die Eigentumswohnung im Olympiazentrum sind Statements, ob wir das wollen oder nicht, gemäß der Erkenntnis, dass man nicht nicht kommunizieren kann. Aber wo bleibt bei all diesen unterschiedlichen Statements und Ästhetiken die Schönheit?

Schönheit, tabu und unentbehrlich

Man könnte annehmen, dass angesichts ständiger Veränderungen und Neuentwicklungen bei den Architekten eine rege Debatte um ein zeitgemäßes Schönheitsideal im Gange sei. Das Gegenteil ist der Fall. Schönheit kommt in der aktuellen Architekturdiskussion nicht vor. Schön ist ein Laienbegriff, den der Fachmann nur ungern in den Mund nimmt – das Wort klingt so pathetisch und unreflektiert. Die Darlegung eines Schönheitskonzeptes in der Öffentlichkeit („also ich finde ein Gebäude dann schön, wenn …") ist scheinbar naiv und etwa so peinlich wie ein religiöses Bekenntnis. Das kann sich wirklich nur der Laie erlauben; der tut es dann

auch lauthals, während der Fachmann verlegen und sich fremdschämend von einem Fuß auf den anderen steigt. Dieser wiederum mogelt sich dann lieber mit Begriffen wie „Gestaltung“, architektonische „Haltung“ und „Ästhetik“ um die Frage nach der Schönheit in der Architektur herum.

Brauchen wir Schönheit nicht mehr? Diese Frage ist schnell beantwortet: Vergleichen wir doch mal die Immobilienpreise in den „schönen“ Wohnvierteln mit den weniger schönen, auch wenn die infrastrukturell mindestens ebenso gut ausgestattet sind, dann wird schnell klar, dass das Bedürfnis nach Schönheit in der baulichen Umgebung einfach da ist; ganz zu schweigen von Millionen von Menschen, die als Touristen über die „schönen“ Orte und Bauten dieser Welt herfallen, um damit offenbar ein tief empfundenes Bedürfnis zu befriedigen. Und jeder Produktdesigner kann bestätigen, wie wichtig das Design für den Verkaufserfolg eines Produktes ist. Die Erkenntnis, dass, wenigstens statistisch gesehen, mehrheitlich Bauten und Anlagen als so schön empfunden werden, dass ihr Anblick uns auch materiell etwas wert ist, ruft die dringliche Frage hervor, worin denn nun architektonische Schönheit besteht und wie sie sich herstellen lässt. Nach der zuvor beschriebenen Relativität von Schönheit, der Abhängigkeit von den kulturellen Voraussetzungen, suchen wir nun nach festem Grund, nach Schönheit, die immerhin soviel Gültigkeit hat, dass sie erklärt, warum die Mehrheit der Menschheit den Markusplatz in Venedig für schöner hält als den Gewerbepark von Oberhausen.

Die Proportion – messbare Schönheit

Immanuel Kant definierte das Schöne als das, was unser „interesseloses Wohlgefallen apriori“ hervorruft, also unabhängig von aller persönlichen Erfahrung die Anerkennung des Schönen geradezu gesetzmäßig erzwingt. Wir suchen demnach so etwas wie ein im Kern gesichertes Wissen um Schönheit, auf das sich jedermann verständigen kann, auch wenn (wegen unterschiedlichen „Interesses“ im Kantschen Sinn) Uneinigkeit herrscht über alle anderen Ästhetiken, die darüber hinausgehen – so wie sich die meisten mehr oder weniger widerwillig darauf verständigen können, dass ein griechischer Tempel schön ist. Wir suchen nach einer beweisbaren, geradezu messbaren Schönheit. Diese Suche nach einer mathematischen Schönheit hinter der Architektur, als Baukunst verstanden, ist so alt wie die Architektur selber. Sie reicht von den Studien des Pythagoras über ungezählte Traktate der klassischen Architektur, über Karl Friedrich Schinkel, Gottfried Semper, Theodor Fischer bis hin zu Le Corbusier. Seinem Modulor liegt die bereits von den Griechen gefundene Proportion des Goldenen Schnitts zugrunde. Bemerkenswerterweise überbrückt also diese Suche nach der messbaren Schönheit auch den scheinbar so radikalen Bruch der Mo-

derne mit der Tradition. Die Frage nach der richtigen Proportion beschäftigte auch Ludwig Mies van der Rohe, der die ästhetische Perfektion griechischer Tempel in die ganz andere Tektonik des Stahlbaus übertrug. Insbesondere übernahm er dabei auch das – in der Ausführung aufwändige – Verfahren optischer Korrekturen, bei dem scheinbar gerade Kanten leicht gewölbt werden, um einem optischen „Durchhängen" der wahrgenommenen Linien entgegenzuwirken.

Das ist erst 50 Jahre her und doch weit weg. Während im Atelier Corbusier (zumeist) strikt nach dem Modulor entworfen wurde und Mies van der Rohe an den idealen Maßen für seine Bauten feilte, gibt es meines Wissens keinen prominenten aktuellen Bau von Relevanz, der nach Proportionsregeln gestaltet wurde. Es gibt durchaus geometrisch-mathematische Modelle, etwa bei Ben van Berkel oder Santiago Calatrava, und natürlich computergenerierte Algorithmen; aber diese dienen der Formfindung, die durchaus ästhetisch motiviert sein kann, sind aber keine „Beweisführung" gültiger Schönheit im traditionellen Sinn. Wir akzeptieren die klassischen Proportionen – für die klassischen Bauten; uns selber gehen sie anscheinend nichts mehr an. Im Architekturstudium werden gerne die Fechnerschen Untersuchungen nach dem idealen Rechteck an den Studierenden erprobt – Überraschung: das im Goldenen Schnitt proportionierte ist das von den meisten bevorzugte! – aber für die weitere Ausbildung und die architektonische Praxis wirkt sich das nicht aus, wie auch die Erkenntnis, dass im Produktdesign klassische Prinzipien wie Symmetrie und Proportionsgesetze durchaus ihren Platz haben; zahlreiche Firmenlogos und Produkte sind nach dem Goldenen Schnitt entwickelt. Hier gehen Design und Architektur getrennte Wege. Messbare, mathematisch beweisbare Schönheit ist für unsere Zeit ohne Relevanz; es gibt kein „interesseloses" Wohlgefallen in der Architektur – im doppelten Sinne: es gibt keine Schönheit, die ohne persönliche und kulturelle Erfahrung sichtbar würde, und wenn doch, dann gäbe es niemand, der sich dafür interessiert. Wenn wir nun Schiffbruch erlitten haben bei der Suche nach messbarer Schönheit, so versuchen wir es mit anderen Wertsystemen, aus denen sich traditionell architektonische Schönheit ableiten lässt – in der nächsten Ausgabe der BDA-Informationen.

DEN FADEN NEU SPINNEN

Monica Hoffmann

Eine schöne Frau, ein schöner Mann, eine schöne Rose, eine schöne Reise. Es gibt viel Schönes. Auch ein schönes Haus. Obwohl man das heute selten hört. Und wenn, dann eher von Laien, wie bereits Cornelius Tafel konstatiert hat. Im vergangenen Jahrhundert ist der Schönheitsbegriff zwar nicht aus der Alltagssprache, aber aus dem Wortschatz der Architekturtheorie und -kritik herausgefallen – als sich andere Kriterien des ästhetischen Urteils breit machten.

Objektiv oder subjektiv?

Dabei hat das Schöne viel mit Architektur zu tun und war für die Baumeister der Antike eine klare Sache. Vor 2.500 Jahren entdeckten die Pythagoräer mathematische Gesetzmäßigkeiten in der Akustik: Saiten klingen harmonisch, wenn das Verhältnis ihrer Längen ein Verhältnis einfacher Zahlen ist. Diese Entdeckung ging in die Musik ein und bald schon analog in die Baukunst: „Für die Schönheit eines Portikus ist im Sinne dieser Theorie die Anzahl, die Größe und der Abstand der Säulen entscheidend." Die antiken Baumeister waren davon überzeugt, dass Maß und Zahl das Schöne präge.

Schönheit war zunächst ein objektives Merkmal der Dinge; indem sich Platon und die Stoiker dem anschlossen, trugen sie zur Verbreitung dieser Theorie bei. Wenn auch immer wieder hier und da verändert, hielt sie sich bis ins 18. Jahrhundert hinein. Obwohl: bereits in der Antike wurde sie von den Sophisten durch deren subjektivistische Sicht in Frage gestellt. Nicht das Objekt an sich sei schön, sondern allein der Betrachter könne eine Sache als schön empfinden. Die alten Griechen waren großzügig und ließen beide Vorstellungen nebeneinander stehen, man schwankte hin und her, war jedoch nicht um eine Klarstellung bemüht, zumal das Subjektivistische keine bedeutenden Anhänger fand. Viel später noch empfiehlt Vitruv den Baumeistern, sich an die mathematischen Kanons der Klassik zu halten, mildert das Ganze aber ab, indem er ihnen gestattet hinzuzufügen oder wegzulassen, jeweils im Sinne der Zweckbestimmung.

Im Mittelalter dachte man wieder strenger. Seine Denker, von Augustinus bis zu Thomas von Aquin, bekannten sich über Jahrhunderte hinweg eindeutig zur Schönheit als einer Eigenschaft der Objekte, wobei sie Maß und Zahl durch den Glanz als Eigenschaft schöner Dinge ergänzten. Doch ließ man das Subjekt nicht ganz aus dem Auge. Zwischen beiden wurde eine Beziehung hergestellt: Schönheit ist immer noch eine Eigenschaft, die Objekte besitzen, doch müsse es auch ein Subjekt geben, dem es gefalle. Schließlich reagierten Menschen unterschiedlich je nach ihrem Wissen, ihren Vorlieben und Gewohnheiten.

Obwohl man es vermuten könnte, ändert sich mit der Neuzeit die Einstellung zum Schönen nicht schlagartig. Vielmehr folgte sie der objektiven Sicht der klassischen Antike. Ganz entschieden vertreten wurde diese Meinung von Leon Battista Alberti, dem Kunsttheoretiker und Architekten. Auch andere Theoretiker der Renaissance betonten, „dass in der Schönheit ein objektives Maß und eine objektive Regel gelten". Dieser Losung blieben auch die Künstler und Kritiker im Barock treu. Zum Urteil über das Schöne habe der Mensch schließlich ein universales Werkzeug, die Vernunft.

Gegen Ende des 17. Jahrhunderts jedoch trat ein Baumeister auf den Plan, der eine definitive Abkehr vom objektiven Verständnis des Schönen einleitete: Claude Perrault. Gegen den heftigen Widerstand seiner Kollegen Francois Blondel oder Ch. E. Briseux, denn gerade in der Baukunst hatten Zahlen, Proportionen und Kanons eine starke Tradition. Ausgerechnet auf ihrem Terrain maßen sich nun erstmals Objektivisten und Subjektivisten aneinander. Perrault gestand zwar ein, dass es schöne natürliche Dinge gebe, wie edle Baumaterialien oder gute Ausführung, doch keine natürlich schönen Proportionen. Darüber entschieden ausschließlich Konventionen, Assoziationen, Gewohnheiten, die psychologischen und historischen Bedingungen des Menschen.

Während die Baumeister dieser Sichtweise nur zögerlich folgten, verhalfen im 18. Jahrhundert die englischen und französischen Philosophen der subjektivistischen Ästhetik zum Durchbruch: Schönheit sei eine Wahrnehmung im Geist, sie sei nicht von festen Proportionen abhängig und nicht durch rationale Prinzipien bestimmt. Phantasie, Geschmack, Gefühle wurden dagegengestellt. Am Ende schien – so Wladyslaw Tatarkiewicz (1) – mit Immanuel Kant eine Versöhnung möglich zwischen ästhetischem Objektivismus und Subjektivismus. „Das ästhetische Erlebnis und das ästhetische Gefallen wird, erklärte er, nicht allein durch den Eindruck und auch nicht allein durch das Urteil hervorgerufen, sondern durch ihr Zusammenwirken; es wird hervorgerufen durch ein Ding, das beider Aktivität zu wecken vermag, und das vermag nur eines, das unserer Natur entsprechend aufgebaut ist."

Trotz Kant ging der Streit um Objektivismus und Subjektivismus zunächst weiter, bis sich ein ästhetischer Subjektivismus durchsetzte, der das Schöne als ein rein psychologisches Phänomen auffasste. Als das dann aber vielen zu suspekt wurde, ließ man den Schönheitsbegriff in der Kunsttheorie lieber ganz fallen. Das war Anfang des 20. Jahrhunderts. Gebäude der sogenannten zweiten Moderne wurden eher als wahrhaftig oder authentisch beurteilt denn als schön. Inzwischen am liebsten als originell und spektakulär. Die Ästhetik hat sich von allen Regeln befreit, Beliebigkeit macht sich breit. Dazu beigetragen hat die Theorie der Postmoderne: Es gebe sowieso keine eindeutigen, objektiven Fakten, nur noch Interpretationen und Geschmacksurteile. Paradoxerweise ist die

Schönheit heute wieder eher bei den Naturwissenschaften anerkannt als in den Künsten. Hier scheut man sich nicht, von der Schönheit, der Symmetrie und Ökonomie der Gesetze zu sprechen, die dem Kosmos innewohnen und – wie bei dem Literaturkritiker Terry Eagleton zu lesen ist – so manchen Wissenschaftler zu Tränen rühren. Zurück zur klassischen Antike? Oder wie könnte es weitergehen?

Weder noch. Ein Drittes

Das Problem lässt sich nicht durch ein einfaches Ja oder Nein zum Objektivismus oder Subjektivismus lösen. Wahrscheinlich ist die Schönheit weder eine Eigenschaft des Objekts noch eine Reaktion des Subjekts, sondern beruht auf einer Art Relation zwischen beiden.

Zunächst aber einmal hat die Postmoderne Recht: von einer objektiven Wirklichkeit kann nicht gesprochen werden. Wir wissen das, lassen uns aber von unserem Gehirn im Alltag immer wieder überlisten. Dazu der Wahrnehmungspsychologe Rainer Mausfeld: „Denn wir sind so gebaut, dass unser Gehirn die Funktionsweise der Wahrnehmung fast vollständig vor uns, d.h. vor unserer bewussten Erfahrung, abschottet und uns nur das Endprodukt des Wahrnehmungssystems in einigen Aspekten bewusst werden lässt. … Es ist gerade die große Leistung unseres Gehirns, dass das Wahrnehmungssystem so arbeitet, dass wir den Eindruck haben, direkt die Welt zu beobachten, und dass es die inneren Prozesse, die dem zugrunde liegen, wieder herauskürzt.“ Und führt weiter aus, dass unser Gehirn über ein reiches und hochstrukturiertes Reservoir an Grundkonzepten verfüge, in denen die von den Sinnen gelieferten Informationen der Welt draußen zergliedert würden. Was wir als Kategorien der Außenwelt erlebten, das eben seien die uns biologisch vorgegebenen und nicht erlernten Kategorien des Wahrnehmungssystems: Farbe, Form, Bewegung, Größe, Tiefe, Lautstärke etc. Unser Gehirn verlege sie nach intensiver Bearbeitung von Innen nach Außen, so dass wir uns nur ein Bild von der Realität machen, aber keine objektive Sicht auf die Welt haben. So zaubert uns allein das Gehirn die vielen herrlichen Farben, die wir in der Welt draußen zu sehen glauben.

Doch spricht das noch lange nicht für den radikalen Subjektivismus der Postmoderne. Unser komplexer Wahrnehmungsapparat hat sich mit seinen Primärcodierungen an der realen Welt entwickelt. Deswegen gibt es eine Relation zwischen dem Objekt und dem Subjekt, die der Philosoph Gernot Böhme als ihre gemeinsame Wirklichkeit bezeichnet, die weder subjektiv noch objektiv sein kann, sondern etwas ganz eigenes ist.

Nun kommen wir unserem Schönheitsempfinden näher, dieser spontanen, leisen und flüchtigen Anmutung, die wir gut kennen, aber kaum benennen können, diesem „Je ne sais quoi!“ Dieses ästhetische Erleben berührt unser Herz, unsere Seele, ist vor unserem individuellen Denken und Fühlen da, entsprungen dieser

universellen Dimension, in der solche uns als sympathisch erlebten Anmutungen mit dem Mysterium des Schönen zu tun haben. Marsilio Ficino, der an der Florentinischen Platonischen Akademie wirkte, war überzeugt, dass uns die Schönheit angeboren sei: „Die Schönheit gefällt und findet Anerkennung, weil sie der uns angeborenen Idee der Schönheit entspricht und mit ihr in jeder Beziehung übereinstimmt."

Heute können Wahrnehmungspsychologie und Neuroästhetik weiterhelfen. Der spanische Forscher Marcos Nadal: „Wir dachten, dass Kunst evolutionär gesehen junge Bereiche des Gehirns anspricht. Schließlich kennen wir das Erbauen am Schönen nicht bei Tieren. Aber die große Überraschung ist: Es sind auch ganz alte Hirnregionen wie das limbische System und die Sinnesreize verarbeitende Areale, die stark reagieren." Je schöner desto stärker seien die Reaktionen. Dabei darf man nicht vergessen, dass das limbische System auch für die Ausschüttung von Endorphinen zuständig und ein wahres emotionales Machtzentrum ist.

Es ist in diesem Zusammenhang interessant zu erwähnen, dass es lange Listen von Spielarten des Schönen gibt, aber keine Definition des Schönen selbst. Das mag daran liegen, dass Schönheit spontan als universelles Phänomen auftaucht, das wir nie ganz in Sprache übertragen können.

Auf ein Neues

Doch sollte die Baukunst aufgrund dieser Erkenntnisse, die mehr als bisher den Nutzer oder Betrachter in den Fokus nehmen, wieder eine Sprache finden, über Schönheit nachzudenken, den Faden der Tradition erneut aufnehmen. Der BDA Bund hat dies bereits 2002 mit seinem 7. Berliner Gespräch angestoßen, der Titel „Das Schöne ist der Glanz des Wahren". Ein Zitat von Augustinus. In der Einladung des BDA hieß es: „Das postmoderne Everything goes, die ‚neue Unübersichtlichkeit', habe zu einer Aufweitung ästhetischer Urteile geführt, die in einen unbefriedigenden Relativismus mündeten. Nun stelle sich die Frage, ob in diesem bodenlosen Delta der Meinungen die Reduktion von Komplexität helfe, und ob eine Bewertung und Neudefinition einen alten, lange Zeit verpönten Begriff wie Schönheit neu beleben könne."

Jede Zeit sollte sich dem Schönheitsbegriff stellen, ihn neu verhandeln. Heute mehr denn je, würde ich sagen. Über eine zeitgemäße Auseinandersetzung mit dem Begriff des Schönen könnte sich die Architektur ein ihr ureigenes Terrain zurückerobern und damit der Gefahr widerstehen, von Fremdbestimmungen, Vorschriften, Digitalisierung, ökonomischen Zwängen und Effekthascherei überwältigt zu werden. Apropos: Schön waren für die Griechen nicht nur konkrete Dinge, sondern auch abstrakte Merkmale, wie Ideen oder Sitten.

(1) Wer sich intensiver mit dem Thema befassen will, dem empfehle ich das Werk von Wladyslaw Tatarkiewicz, Geschichte der sechs Begriffe. Kunst, Schönheit, Form, Kreativität, Mimesis, Ästhetisches Erlebnis; Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003 und weise hin auf die Vortragsreihe der Bayerischen Akademie der Schönen Künste zum Thema „Was ist noch schön an den Künsten?“ im Jahr 2014, zu der im September 2015 eine Publikation erscheinen wird.

JENSEITS DES VERSTANDES

Klaus Friedrich

Den Begriff des Schönen, der Schönheit oder auch das Adjektiv schön assoziieren wir im Allgemeinen mit dem Konzept der Ästhetik. Bis in das 18. Jahrhundert hinein ist der Schönheitsbegriff geprägt durch den Versuch, das Schöne objektiv und logisch erklärbar erscheinen zu lassen. In den frühen Beschreibungen, die die Schönheit in die Nähe der Reinheit der Seele, der Klarheit des Geistes, der Unverfälschtheit der Form, der Exaktheit von Proportionen, von harmonischen Verhältnissen oder geometrischen Abhängigkeiten rücken, besteht stets die Absicht, das was als „schön“ definiert wird zu objektivieren und dadurch unangreifbar zu machen. Logische Deduktionen und Ordnungsprinzipien finden sich in den Schriften der antiken Philosophen bis zur Aufklärung. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erhält die subjektive Wahrnehmung mehr Gewicht. Sie kann die Qualität einer Erkenntnis erlangen, die den bis dahin gängigen logischen Folgerungen ebenbürtig ist.

Der Schönheitsbegriff wird ausgedehnt auf die wahrnehmbare Schönheit und die bei ihrer Wahrnehmung auftretenden und zu beobachtenden Gesetzmäßigkeiten in der Natur und Kunst. Weil die menschliche Wahrnehmung jedoch nicht nur gute, angenehme, entspannende oder kontemplative Empfindungen kennt, umfasst der sich entwickelnde Ästhetikbegriff auch weitere: das Hässliche, das Unangenehme – kurz die gesamte Bandbreite emotionaler Eindrücke.

Alexander Gottlieb Baumgarten definiert in seiner 1750/58 erschienen „Aesthetica“ die Ästhetik erstmals als Wissenschaft – die „Wissenschaft der sinnlichen Erkenntnis“. Seine methodisch analytischen Kategorien entspringen nicht mehr der engen Logik der Scholasten, sondern messen den unmittelbar erfahrbaren Sinneseindrücken und -ausdrücken ähnliche Bedeutung bei, die in der Philosophie bislang nur der menschlichen Ratio vorbehalten waren. Das sinnliche Erkennen steht bei Baumgarten jenseits der logischen Erkenntnismöglichkeit der Wissenschaft und bildet die zweite Grundfeste seines philosophischen Denkens. Die unübersehbaren individuellen Merkmale der Schöpfung offenbaren sich in ihrer Gesamtheit in der ästhetischen Empfindung: der Wahrnehmung der Schönheit.

Die hieraus entstehende philosophische Haltung Baumgartens wird von Ernst Cassierer 1932 als „philosophische Anthropologie“ bezeichnet. Er erkennt in Baumgartens Gleichbehandlung von Sinnlichkeit und Rationalität „ein neues Ideal der Humanität“, das sich im deutschen Idealismus entwickelt. Baumgartens Gedanken bilden das Fundament für die im 19. Jahrhundert beginnende systematische Erforschung der menschlichen Seele in der neuen Disziplin der Psychoanalyse. Ebenso bedeutsam sind sie für die Entwicklung der Kunsttheorie, indem sie mit der lange gepflegten Inferiorität der Wahrnehmung und Phantasie gegenüber dem Verstand und der Vernunft brechen. Bei Georg Wilhelm Friedrich Hegel mag in seinen späteren Vorlesungen über die Ästhetik mit der Abgrenzung des Naturschönen vom Kunstschönen der oben beschriebene jahrhundertealte Widerstreit anklingen. Die Emanzipation der sinnlichen Wahrnehmung von der Vernunft hat sie nicht verhindert. Möglicherweise hat sich heute jedoch ein neues Gefälle herausgebildet, indem das Sinnliche, das im freien künstlerischen Ausdruck zur höchsten Entfaltung gelangt, der Vernunft überlegen angesehen ist.

Wenn wir uns an diesem Punkt fragen, ob Ästhetik notwendigerweise die beschriebenen Hierarchien impliziert und nicht als ein davon befreiter qualitativer Wertbegriff existieren kann, liegt keine Antwort auf der Hand. Beim Gedanken an Sigmund Freuds kulturtheoretische Schriften kann man sich das „Schöne“ als ein Prinzip des menschlichen psychischen Apparats vorstellen, das unabhängig vom Grad der kulturellen Vorbildung eines jeden in uns vorhanden ist. Demnach besäßen wir alle eine innere Vorstellung von Schönheit, die nicht antrainiert ist. Die Möglichkeiten des Zugriffs auf das Innere variieren mit der individuellen Konstitution des Einzelnen, seinem Interesse und der Intensität der Auseinandersetzung. Die Absicht ist nicht, außergewöhnliche künstlerische Begabungen klein zu reden. Vielmehr ließe sich – eine breitere Bereitschaft zur Rezeption vorausgesetzt – der Schönheit und Ästhetik mehr Raum geben.

National Museum of American Jewish History,
Philadelphia, USA
Architekten: Ennead Architects, New York, USA

Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die **LONGOTON®-Ziegelfassade**,
großformatige keramische Fassadenplatten mit
Längen bis 3.000 mm.

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

MOEDING

LONGOTON®

SCHÖNHEIT – VERGÄNGLICHKEIT UND WIEDERKEHR

Michael Gebhard

Was ist schön, was ist hässlich, was ist nur banal? Über Schönheit lässt sich trefflich streiten, und das ist gut so. Der im Zusammenhang mit Schönheit stets zitierte Immanuel Kant bringt es wie kein Anderer zum Ausdruck, indem er dem Urteil über Schönheit einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit zuschreibt. Schönheit sei „interesseloses Wohlgefallen". Ein Urteil über Schönheit habe stets einen Allgemeingültigkeitsanspruch, der über das persönliche Geschmacksurteil hinausgeht. Genau deshalb kann man über Schönheit, im Gegensatz zu Geschmack, streiten.

Doch was schön ist oder nicht, soll uns hier gar nicht interessieren. Uns interessiert, was schön war, wann und wie und ob es wiederkehrt. Ein Zitat von Thomas Möginger, ein Fundstück aus dem Netz, sagt: „Schönheit von gestern ist der Schmerz von heute und die Weisheit von morgen." Ist Schönheit immer vergänglich? Gibt es nicht dauernde, ewige Schönheit? Was den Mensch betrifft, lässt sich ersteres bejahen. Personenbezogene Schönheit vergeht, obwohl ein schöner Mensch im Alter selten hässlich wird. Die Merkmale der Schönheit sind trotz Verfallserscheinungen meist weiter identifizierbar. Falten können eine ideale Stellung und Ausformung von Mund, Nase und Augen nur oberflächlich beeinträchtigen. Trotzdem, dem wahren Schönheitsideal können Ältere nicht mehr entsprechen. Die Schönheit des Einzelnen vergeht, das Ideal jedoch kann noch Generationen fortbestehen. Das Ideal überdauert in diesem Fall das physische Objekt, die einzelne Person. Anders dagegen in der Architektur. Das physische Objekt ist äußerst dauerhaft und langlebig und kann sogar in seiner Originalsubstanz wiederhergestellt werden. Das Schönheitsideal wandelt sich hier schneller als das Objekt, womit das Objekt in die Lage versetzt wird, die Ideale überdauern zu können. Das Durchlaufen des Wandels in der Wahrnehmung betrifft hier das einzelne Objekt.

Es beginnt damit, dass viele der Bauten, die wir heute als schön bezeichnen, den nächsten ästhetischen Wertewandel schon nicht mehr bestehen können. Die Schönheit, die in der Wahrnehmung der Menschen besteht, geht verloren. Es folgt eine mehr oder minder lange Zeit der Missachtung oder gar Missbilligung und Verachtung, oftmals wiederum abgelöst von einer Wiederentdeckung verbunden mit neuer Wertschätzung. Ein Phänomen, das sich durch alle Zeiten verfolgen lässt. Der Renaissance folgte der Barock, der für letztere wenig übrig hatte, dem Barock der Klassizismus mit der gleichen Einstellung zu seiner Vorgängerin. Das ließe sich bis in die heutige Zeit, in immer schnellerem Rhythmus, fortsetzen – Moderne, Postmoderne, Dekonstruktivismus, Revision der Moderne, parametrische Architektur etc., etc. Ein gutes, aktuell noch weiterzuverfolgendes Beispiel ist das Ende der Postmoderne, als aus Postmoderne PoMo

wurde, das Schimpfwort der folgenden Epoche. Die Wiederentdeckung ist nur eine Frage der Zeit und steht wohl kurz bevor.

Das menschliche Agieren folgt einem Zyklus aus Handlung, Irrtum und Erkenntnis. Davon ist auch die Auffassung von Schönheit betroffen. Kann aus diesem offensichtlichen Zyklus aus Schönheitsempfinden, Wandel desselben und Wiederentdeckung ein Problem entstehen? Man muss ja nur warten können. Schönheit wird wiederentdeckt werden und sich durchsetzen. Warten können, Geduld haben und auch noch ökonomischem Druck widerstehen, das sind dabei Voraussetzungen. Doch wenn dem zeitweiligen Achtungsverlust der Furor der Erneuerung folgt, der Ehrgeiz, alles, was vorher war, durch Neues zu ersetzen, wird nicht mehr viel zum Wiederentdecken bleiben. Schönheit hat dann keine Chance wiederzukehren und sich über lange Zeiträume in physischen Objekten durchzusetzen. Es bleibt die traurige Betrachtung des wiederentdeckten Ideals in Fotografien und Animationen.

Nimmt man diese Erkenntnis ernst, muss aus ihr ein Plädoyer für mehr Gelassenheit, Rücksicht und Toleranz mit unseren gestrigen Architekturprodukten entwachsen, ganz besonders mit denen der nächsten und allernächsten Vergangenheit. Tun nicht gerade wir Architekten uns immer besonders hervor im Naserümpfen und in arrogant-zynischer Missachtung der Zeugen jüngster architektonischer Vergangenheit? Setzen wir damit nicht den Startpunkt einer breiteren öffentlichen Stigmatisierung dieser Bauten? Ist ein Objekt oder gar eine Bauepoche erst einmal gesellschaftlich stigmatisiert, können ihre Zeugen bedenkenlos beseitigt werden. Sie werden niemandem mehr eine Träne wert sein. Die physische Bereinigung lässt nachfolgend meist nicht lange auf sich warten.

Später, oft auch viel später, setzt dann der große Katzenjammer ein, die Krokodilstränen sind meist noch größer. Wie konnte man nur?

Ja, wie nur?

SCHÖNHEIT UND KONSTRUKTION

Irene Meissner

Nach der berühmten Definition von Leon Battista Alberti ist Schönheit ein Zustand, bei dem alle Teile so zu einer Einheit gefügt sind, dass man nichts hinzufügen oder wegnehmen kann, ohne die Harmonie zu zerstören.

Als mit der Industrialisierung aufgrund neuer Materialien und Techniken Konstruktionen in einer bisher unbekannten Größenordnung verwirklicht werden konnten, spaltete sich der Beruf des Bauingenieurs vom Architekten ab, und es entwickelte sich ein neues Schönheitsempfinden von Konstruktion und Architektur. Den Londoner Kristallpalast (1851) beispielsweise, der später vielfach als Beginn der modernen Architektur bezeichnet wurde, nannte Gottfried Semper ein „glasbedecktes Vacuum", andere sprachen von „in eine Form gegossene Luft". Unter Architekten setzte sich erst nach einigen Jahrzehnten die Auffassung durch, dass mit der Glas-Eisen-Architektur eine „neue Schönheit" nur „aus Vernunft und Logik" entstanden sei. Architekten forderten, dem Eisen müsse Masse gegeben werden, der Architekt müsse die Berechnung des Ingenieurs, die reine Technikform, künstlerisch überformen und zur Kunstform erheben. Die Trennung zwischen Kunstform und Technikform oder zwischen Komposition und Konstruktion entsprach somit genau der Trennung der Berufe. Der Architekt sah seine Aufgabe in der Komposition der Massen und in der Herstellung der historisch künstlerischen Bezüge, das heißt er versteckte die eiserne Tragkonstruktion bei Repräsentationsbauten oder er lieferte, bei Industrie- und Verkehrsbauten, die künstlerischen Zutaten. Die Berechnungen des Ingenieurs hingegen führten zu immer schlankeren Konstruktionen und zu enormer Materialeinsparung.

Zwar hob schon Anton Hallmann 1842 hervor, dass das Eisen eine „veränderte Statik des Gefühls" erzeugen werde, und Benjamin Baker, der Erbauer der Eisenbahnbrücke über den Firth of Forth bei Edinburgh (1890) – mit über 500 Metern Spannweite noch heute eine der größten Auslegerbrücken der Welt – forderte, für seine berechnete Form einen neuen Beurteilungsmaßstab zu finden. Aber diese überragende Ingenieurleistung des 19. Jahrhunderts galt bis weit ins 20. Jahrhundert als Musterbeispiel einer hässlichen Konstruktion. Auch der Eiffelturm (1889), dessen Form sich nach den statisch berechneten Kraftlinien ergab, wurde von zahlreichen Künstlern und Intellektuellen als „Schande für Paris" verunglimpft.

In der Nachfolge von Semper forderten noch Architekten wie Peter Behrens, Hans Poelzig oder Walter Gropius die Technikform durch Masse und künstlerische Gestaltung in eine Kunstform zu überhöhen. Als ein Initialwerk auf dem Weg zu einer „Schönheit der Konstruktion" kann der Wettbewerbsbeitrag 1922 von Ludwig Mies van der Rohe für ein Hochhaus an der Friedrichstraße in Berlin gelten. Dies ist einer der kompromisslosesten Entwürfe in der

Architekturgeschichte, ein 20-geschossiger Bau ohne Fassade, nur reine Struktur und Konstruktion. Mies van der Rohe erhob damit erstmals die reine Technikform ohne jede Veränderung zur Kunstform.

Wie sich aus Technik und Ingenieurkonstruktion sowie aus einem neuen Verständnis von Raum und dem Bemühen um Entmaterialisierung eine neue Architektur entwickelte, stellte dann Sigfried Giedion in seiner Publikation „Space, Time and Architecture: The Growth of a New Tradition“ (1941) heraus. 1949 bezeichnete August Perret sogar die Konstruktion als „die Muttersprache des Architekten.“ Der Architekt sei ein Dichter, der in Konstruktionen denke und spreche.

Allmählich begannen Architekten nach den Vorgaben von Konstruktion, Funktion und Material so zu entwerfen, dass die berechnete und die gestaltete Form in Einklang kamen. Was sich als Schönheitsbegriff etablierte – logische Konstruktion und Materialgerechtigkeit führen zu einer schönen Form –, wird mit dem Ende der klassischen Moderne wieder in Frage gestellt. Während Konrad Wachsmann noch betonte, dass ein moderner Bau nur daran erkannt wird, dass unter der Oberfläche die Konstruktion und Baufertigung auf dem neuesten Stand der Technik sind, dominiert heute vielfach eine Gestaltung, die nur noch auf Oberflächen und Bildwirkung abzielt. 1982 distanzierte sich Philip Johnson von dem Schönheitspostulat der Moderne: „Konstruktive Ehrlichkeit scheint mir auch so ein Ölgötze zu sein, den wir sobald wie möglich loswerden sollten.“ Und 2004 verkündete dann Rem Koolhaas als neues Universalgesetz der Architektur: „Das essentielle Element der Architektur unserer Zeit ist nicht mehr Raum oder Konstruktion, sondern das Bild“. Begünstigt wird diese Entwicklung von einer von Computer und Software generierten, zuvor nie dagewesenen Formenvielfalt, die allerdings leicht zu einer Formenwillkür ohne Beachtung von Bindungen führt. Rechnerprogramme erlauben es den Tragwerksplanern, scheinbar Unmögliches realisierbar zu machen. Helmut Schulitz analysierte in seinem 2014 erschienenen Buch „Entfesselung der Architektur. Der Architekt: Baumeister oder Designer?“ anhand von Bauwerken von der Antike bis heute eindrucksvoll die Übereinstimmung von Konstruktion, Material, Bautechnik, Bauprozess und Form. Anschaulich zeigt er beispielsweise bei Zaha Hadids an Gletscherformationen erinnernde Hungerburgbahn in Innsbruck oder Shigeru Bans nach dem Bild eines geflochtenen, chinesischen Strohhuts errichtetem Centre Pompidou in Metz auf, dass konstruktive Logik und Materialökonomie bei diesen „Kunstwerken“ keine Rolle mehr spielen. Obwohl die Bauten vielfach bewundert und auch prämiert worden sind, stellt sich in Zeiten von Ressourcenknappheit und nachhaltigem Bauen die Frage nach der Angemessenheit. So wurde zum Beispiel bei dem von Herzog & de Meuron als „Vogelnest“ inszenierten Olympiastadion in Peking mit 42.000 Tonnen Stahl die zehnfache Stahlmenge verbaut, die normalerweise die Dachkonstruktion eines Stadions erfordert hätte. Mit der filigranen Struktur eines Nestes hat der Bau ohnehin

nichts zu tun, sodass der Ingenieur Mike Schlaich die Bezeichnung „Vogelnest“ sogar als eine Beleidigung der Vögel ansah. Ebenso ist die stählerne „schwebende Wolke“ der Münchner BMW Welt von Coop Himmelb(l)au eher als ein „statischer Kraftakt“ zu bezeichnen, dessen formale Gestaltung sich den Kriterien einer Ablesbarkeit von Konstruktion, Tragverhalten, Material und Materialverbrauch und damit dem Schönheitsbegriff der klassischen Moderne völlig entzieht.

Giedion forderte 1928, die technischen Konstruktionen des 19. Jahrhunderts vom „Schleim der Historie“ zu befreien, um die „Schönheit der reinen Konstruktion“ aufzudecken. Dieses „Reinheitsgebot“ scheint heute ausgedient zu haben. Ob die Konstruktion wieder einmal die Vorstellung von Schönheit bestimmen wird, bleibt abzuwarten.

ETHIK, ÄSTHETIK, INNOVATIONEN – EINE REDE

Frei Otto

Am 9. März dieses Jahres starb Frei Otto. Mit der Frage des „Schönen in der Architektur“ setzte er sich in einer Rede auseinander, von der wir hier Auszüge abdrucken.

[...] Ethik und Ästhetik werden bis heute als kulturelle Werte aller Menschen und ihrer Gesellschaften verstanden. Ethik fußt auf breitem Konsens. Ästhetik wird dagegen nur von wenigen getragen. Sie wird als die Lehre, manchmal sogar als die Wissenschaft vom Schönen verstanden, der jene Wahrnehmungen zugrunde liegen, die sich über Funktionelles hinausgehend auf das Besondere beziehen, auf das mit Worten schwer erklärbare Sinnliche, Unfunktionelle. Ethik ist Überlebensgrundlage der Menschheit, Ästhetik Sache der Bildung.

Für das Ästhetische gibt es keine Regel, keine Lehre. Das Vermögen, Ästhetisches zu empfinden, scheint nur ungenau oder sprunghaft genetisch angelegt zu sein ebenso wie die weit darüber hinausgehende Fähigkeit, Ästhetisches schaffen zu können.

Wahrnehmungen können unendlich vielfältig sein und sie können helfen zu überleben. Nicht alle Wahrnehmungen sind biologisch funktional. Die Wahrnehmungsfähigkeit des Menschen geht weit über das Funktionale hinaus bis in die unbegrenzte Welt des Sinnlichen hinein. Unter all den milliardenfachen Wahrnehmungen jedes einzelnen Menschen nehmen die Wahrnehmungen des Angenehmen und Schönen einen besonderen Rang ein, zumeist jenseits von Gut und Böse, Gewinn und Nutzen.

Der Erfolg der Arbeit eines Architekten und die Erkennbarkeit des Ästhetischen in seiner Arbeit sind nicht nur von der Intensität der Umsetzung seiner künstlerischen und sinnlichen Wahrnehmungen abhängig, sondern auch vom Betrachter seines Werkes. Wie jeder Künstler erfährt der Architekt sein Werk mit allen Sinnen als besonderes Erlebnis, doch völlig anders als der unabhängige Betrachter. Er empfindet voreingenommen, sieht Schwächen und Stärken, die andere nicht bemerken, und steht damit außerhalb des gesellschaftlichen Trends der Zeit.

Was schön ist, muss nicht zugleich ethisch sein. Schön ist nicht gleich gut. Schönes kann auch grausam sein und Hässliches gut.

Manchmal wird Schönes mit der Zeit hässlich und Hässliches schön. Das Schöne in der Kunst ist immer originär, neu, ist Erfindung, ist Innovation. Erst durch Erfindungsreichtum kann ein Werk zu Kunst werden.

Die technische Innovation beruht auf ständiger Verbesserung. Sie ist im Bereich des Bauens notwendig, um Unbilden der Natur abzuwenden. Sie gehört untrennbar zur Baukunst und hat weltweite Bedeutung. Sie ist der Kern des globalen Anteils eines jeden Bauwerkes.

Die ästhetische Innovation ist im Gegensatz zur technischen im Prinzip zeitlos und unabhängig von Moden, Strömungen, Ästhetiken und Funktionen. Die Kriterien und Entstehungsprozesse sind fundamental anders als bei der technischen Innovation, auch wenn sich beide, wie häufig in der Architektur, untrennbar vermischen. Technische Innovationen führen durch Entwicklung in die Zukunft, ästhetische Innovationen lösen einander nicht ab und bleiben Geschichte.

Im Mittelpunkt der Diskussion um die Ästhetik in der Architektur von heute steht wie bisher die Stadt mit ihren Elementen, den Häusern. Die Lehre vom schönen Haus, gepredigt in Schulen und Gazetten, verändert sich ständig. Sie führt weder zum unübertreffbaren und zeitlosen Haus, noch zur Baukunst. Es kann sehr viele einmalig schöne Häuser geben, genau genommen so viele wie es Häuser gibt. Ich meine, dass wir heute keine Lehre vom Schönen in der Architektur benötigen. Was wir bestimmt brauchen, ist ein intensives Bekenntnis zur baumeisterlichen Ethik, ohne die ein Haus zwar schön, aber noch nicht human sein kann.

Das Ästhetische müssen wir suchen, um es zu gewinnen. Dabei ist es unsinnig, die Tätigkeiten von Ingenieuren und Architekten zu trennen. Sie sind zusammen eine große Berufsgemeinschaft, die dem Menschen ganz real hilft, auf dieser Erde nicht nur zu leben, sondern auch Erfüllung zu finden. Die Möglichkeit, Ästhetisches entstehen zu lassen, hängt nicht vom erlernten Beruf ab, sondern von Motivation und Begabung. Wenn Architekten und Ingenieure ein gemeinsames Ziel in gemeinsamer Arbeit ansteuern, sind die Chancen für das Entstehen eines Werkes der Baukunst größer, als wenn jeder für sich arbeitet. [...]

Unsere Kunst zu bauen ist an einem Wendepunkt. Nachdem sich Moden und Stilversuche der letzten Jahrzehnte totgelaufen haben, sehe ich die Architektur des neuen Jahrhunderts in grünen Landschaften mit individuellen Häusern als Teil der Natur, jedes für sich in unverfälschter Gestalt und als Teil des sich ständig verändernden Ganzen in einer Welt des Friedens und der Liebe.

Die Baukunst ist frei und muss frei bleiben. Daher ist auch die echte Baukunst des neuen Jahrhunderts unbekannt. Ich hoffe, dass sie gut wird und Schönheit ausstrahlt.

Ethik, Ästhetik, Innovation – eine Rede, gehalten beim XXI. Architektur-Weltkongresses am 25.7.2002 in Berlin; vollständiger Wortlaut, in: Winfried Nerdinger (Hg.), Frei Otto. Leicht bauen, natürlich gestalten, Basel, Boston, Berlin 2005, S. 125–128

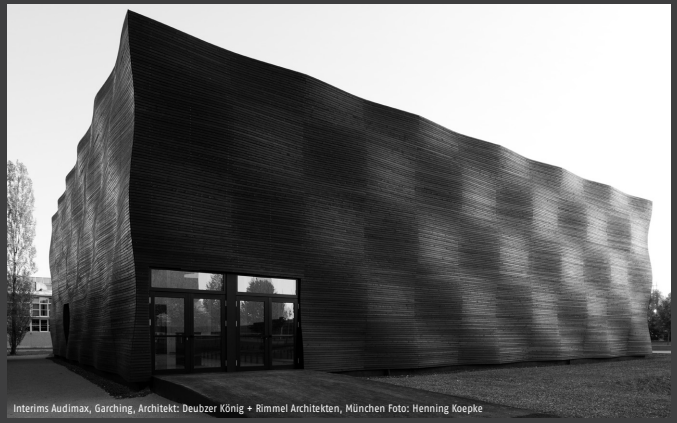
SCHÖNHEIT – DIE UNVOLLENDETE

Cordula Rau

Schönheit ist vollkommen. Schönheit ist vollendet. Die vollendete, vollkommene Schönheit. Die reine Schönheit. Jeder weiß, wovon gesprochen wird. Jeder meint sie zu kennen. Doch wo oder wer ist sie? Und wie sieht sie eigentlich aus? Natürlich gibt oder gab es zu jeder Zeit klassische Schönheitsideale, die als allgemein gültig gelten und/oder galten, zum Beispiel die aus der griechischen Antike überlieferten. Aber sind diese heute noch gültig – auch in Zeiten mediengetriebener griechischer Tragödien? Wer mag das schon wissen. Zumindest existieren sie für immer in der Erinnerung, im Kollektivgedächtnis verankert, mögen sie auch heute mit Beigeschmack angereichert sein. Die antiken Statuen weisen neben der in Stein gemeißelten Ebenmäßigkeit mitunter auch kleine Makel auf, Fehler und Fehlstellen. Jedoch tut das der Schönheit keinen Abbruch.

Wandert man beispielsweise durch die Reihen griechischer Stein gewordener Jünglinge in der Münchner Glyptothek, stört es das Auge kaum, wenn der Arm nur aus dem Stumpf besteht oder gar einzig allein der Rumpf noch auf dem Sockel steht. Auch der Torso einzeln betrachtet spricht von Schönheit und Ideal. Die Schönheit wirkt in dem Fall nicht so sehr vergänglich. Neben diesen allzu bekannten und allgemein anerkannten Idealen existiert die meiner Ansicht nach viel interessantere und möglicherweise auch individuellere Schönheit, beispielsweise die des Informellen, die der Ruinen oder der Favelas. Schönheit ist hier beileibe nicht endlich. Schönheit ist vergänglich und dadurch umso schöner. Schönheit zu empfinden ist ein Gefühl. Auch dies ist individuell unterschiedlich stark ausgeprägt und vergeht. Jedoch ist es meiner Ansicht nach ein Glück, Schönheit zu empfinden, auch wenn dieses Glück nicht von Dauer ist und darauf angelegt, es immer wieder aufs Neue zu empfinden. Um am Ende auch noch einen originären Griechen (1) zu zitieren: „Schönheit liegt im Auge des Betrachters."

(1) Der Satz „Schönheit liegt im Auge des Betrachters." wird oft David Hume (Essays moral & political, 1742) zugeschrieben, lässt sich aber bereits auf den Geschichtsschreiber Thukydides (um 455 – 396 v. Chr.) zurückführen.


Interims Audimax, Garching, Architekt: Deubzer König + Rimmel Architekten, München Foto: Henning Koepke

Haus des Verbandes Südwestmetall, Heilbronn
Architekt: Dominik Dreiner, Gaggenau, Foto: Johannes Marburg, Genf

Dachausbau, Lakonis Architekten, Wien © Hertha Hurnaus

ARCHICAD 19

- kürzeste Prozesszeiten
- einzigartige Performance
- mit weniger Klicks am Ziel

OPEN BIM™

GRAPHISOFT®
A NEMETSCHEK COMPANY

GEMISCHTE GEFÜHLE

Hermann Straubinger

Erhabene Architektur oder ebensolche Gebäude – wer hat das nicht schon gelesen? Von dem altertümlich anmutenden Begriff kann scheinbar auch die Baukunst nicht lassen. „Schön“ dagegen will so recht nichts mehr sein.

Dabei waren sich beide einmal so nahe. Mit den ästhetischen Theorien von Immanuel Kant begann Ende des 18. Jahrhunderts die moderne Auseinandersetzung mit den ästhetischen Kategorien des Erhabenen und Schönen. Beide waren sich gegenseitig ausschließende, aber gleichberechtigte Kategorien. Dabei war schön, was im Menschen ein Lustgefühl erzeugte, obwohl es weder nützlich noch moralisch gut ist.

Das Erhabene verlangte dagegen schrumpfende Menschen und sich auftürmende Naturgewalten. Groß musste es sein und bedrohlich. Das erhabene Gefühl stellte sich dann ein, wenn die simple Angst vor Vernichtung und der Schauder über die eigene Nichtigkeit in eine Art moralischer Überlegenheit mündeten.

Der kauzige Junggeselle aus Königsberg beschränkte sich dabei ausschließlich auf Naturerscheinungen. Vielleicht sind ihm deshalb, anders als vielen der „Erhabenen“ vor und nach ihm, die Unschärfen in der Bewertung des Begriffs erspart geblieben. Schließlich hängt der Natur weder Zweck noch etwa Gemachtes an. Eine der wichtigsten Voraussetzungen für das Empfinden von Erhabenheit und übrigens auch von Schönheit.

Letztere hat allerdings mittlerweile Schwierigkeiten „ernst genommen“ zu werden. War sie anfangs noch deutlich eigenständig und von der Erhabenheit getrennt, kam es später zuerst zu einer Annäherung und schließlich sogar zu einer Verschmelzung beider Begriffe. Erhaben und schön ergaben zusammen dann so etwas wie „megaschön“. Schon bei Friedrich Schlegel hieß es: „Schön ist, was zugleich reizend und erhaben ist.“ Für die Philosophin Christine Pries ist das Schöne sogar „längst zum Design verkommen“. Da hat es das Erhabene weitergebracht. Allerdings auch nicht ohne seine Bedeutung zu verändern. Der kleinste gemeinsame Nenner in der ästhetischen Diskussion über die Erhabenheit bleibt alleinig das „gemischte Gefühl“ wie es der Kant-Versteher Nummer eins Friedrich Schiller beschrieb.

Auch der französische Revolutionsarchitekt Etienne-Louis Boullée kam nicht ohne das „schrecklich“ Erhabene aus. Bei ihm ging es aber schon nicht mehr nur um das Gefühl im Subjekt wie beim Königsberger Philosophen, sondern er assoziierte es mit gewaltigen Objekten, sprich Bauwerken. Durch die Architektur soll man den „horreur des ténèbres“, den Schrecken der Finsternis, empfinden. Die konstruktiv-rationale Gestalt der Architektur soll diesen Schrecken aber in eine Empfindung des Erhabenen umschlagen lassen. Dazu braucht es Kolonnaden, Kreisformen und riesige Dimensionen.

Bei Le Corbusier war es dann erstmals etwas weniger „schrecklich“. Bei ihm rührt die Architektur durch ihre Sachlichkeit an unsere stärksten Urinstinkte. Das Maximum an Präzision und Ausdruckskraft des Parthenon-Tempels auf der Akropolis riefen bei ihm „erhabene Empfindungen“ hervor. Wie ernst man seinen Ausspruch von der „Erhabenheit des schalungsrauen Betons“ nehmen muss, sei dahingestellt.

Die heroisch-faschistoide Interpretation des Erhabenen und der damit verbundene politische Missbrauch durch den Nationalsozialismus hatten dann erst einmal zumindest hierzulande den Zugang zur Monumentalität versperrt. Und es wurde still um die Erhabenheit. Erst die Ästhetikwelle der achtziger Jahre spülte den Begriff wieder ganz nach oben. Alles war erhaben: Kunst, Literatur, Psychoanalyse und natürlich auch die Architektur. Und jetzt, dreißig Jahre später, beginnt sie möglicherweise dem Zeitalter entsprechend digital erhaben zu werden.

Anlass sind avantgardistisch anmutende Entwürfe, die durch parametrisches Entwer-

fen oder Computational Design entstehen. Dazu zählen etwa Zaha Hadids Opernhaus in Guangzhou oder Jürgen Mayer H.s „Metropol Parasol“ in Sevilla. Entworfen von einem Computer anhand von Algorithmen, Parametern aus der Umwelt und Kultur sowie Scripting-Techniken. Gebäude dieser Komplexität waren früher undenkbar. Hier trifft eine präzise Mathematik auf vollkommenes Unverständnis beim Betrachter, denn der Algorithmus ist natürlich „unfassbar“. Dieses Geheimnis führt zu einer Art Unbehagen, das aber dafür eine umso stärkere ästhetische Wirkung erzielt. Die Frage stellt sich nun, ob wie schon bei Corbusier und Boullée die Verknüpfung zwischen Rationalität und affektiver Wirkung, zwischen dem algorithmischen Entwurfsverfahren und dem Objekt zu so etwas wie einer digitalen Erhabenheit führt.

Eine Reihe von Konferenzen und Tagungen der letzten beiden Jahre zeigen, wie wichtig das Thema für die Architektur ist. Schließlich erfährt „Computational Design“ bei weitem nicht nur Zustimmung. Viele zweifeln sogar daran, ob es überhaupt architektonische Qualitäten besitzt. Eine Fraktion sieht in der Integration des „Computational Design“ in die historische Linie des Erhabenen allerdings eine Chance der Annäherung.

Wer dem Ur-Kant’schen Gefühl der Erhabenheit nachspüren will, der setzt sich in einer wolkenlosen Nacht an einen See und schaut zum Sternenhimmel hoch. Und erlebt was Julien Green, als „la plus importante minute de ma vie“ beschrieben hatte. So entgeht man auch der Gefahr, die schon Napoleon erkannte: „Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.“

SCHÖN UND GUT

Günter Meyer

Unter den Überschriften „Denn sie tun nicht, was sie wissen“ und „Denn sie müssen nicht, was sie tun“ hat Roberto Gonzalo an dieser Stelle über den Erfolg energetisch nachhaltiger Architektur geschrieben (1). Das Resultat seiner kritischen Beobachtungen könnte man etwas lapidar mit „schön und gut“ zusammenfassen oder auch mit „gut gemeint, aber falsch verstanden“.

Gonzalo zitiert Friedrich Achleitner und das Alte Testament mit dem Auftrag Gottes an Adam „sich die Erde untertan zu machen“. Das war ein Freibrief, weshalb man noch ein weiteres Zitat hinzufügen muss, nämlich jenes „vom Schweiße des Angesichts, womit Adam sein Brot verdiene“, nachdem er und Eva das Paradies verspielt hatten. Hier wird der Freibrief widerrufen, gleichzeitig aber die Frage aufgeworfen, ob und wann es denn zu einer Erlösung von dieser Schinderei kommen könnte. Lange Zeit sah man die Antwort im Jenseits: Der Erlöser wird wiederkommen und die Mühen gerecht entlohnen. Spätestens mit der Aufklärung aber begann man an der Wiederkehr und an der Errichtung des gerechten Gottesstaates zu zweifeln (2). Die veranschlagte Zeit war um: Erlösung, Freispruch, Lohn, Anerkennung blieben aber aus.

Man sollte das oben genannte Zitat noch um Eva ergänzen: „unter Schmerzen sollst du deine Kinder gebären.“ Wie Eva mühen sich Architekten ab, um immaterielle Konzepte in die Welt zu setzen und den Vorstellungen von einer geordneten Welt Raum zu geben. Sie taten das für den Gottesstaat genauso wie für irdische Potentaten. Für ihre Mühen erhoffen sie sich nicht nur Brot, sondern auch Anerkennung: speziell von Bauherrn und Auftraggebern, faktisch aber von allen jenen, die ihre Werke wahrnehmen, aus der Ferne und aus der Nähe. Und da kommen wir zum von Gonzalo beschriebenen Problem, in dem einige nicht verstehen wollen, dass der C-Klasse-Wagen vor dem Passivhaus dem Gedanken einer nachhaltigen Lebensweise widersprechen könnte. Diese Inkonsequenz ist aber durchaus nachvollziehbar, denn die Menschen wollen es zunächst einfach nur schön haben, während die beschriebene Architektur eine ethische Haltung einholen will. Genauer betrachtet sind also „schön und gut“ zwei verschiedene Werturteile.

Und so kommt es zum Missverständnis: Der Architekt sucht ethische Rechtfertigungen und will Gutes tun, doch die Menschen nehmen nur wahr, ob es ihnen gefällt oder nicht gefällt. Dieses Missverständnis ist grundlegend und nicht zu umgehen, weil es sich auf unterschiedliche Formen der Wahrnehmung bezieht. „Gut“ ist es, wie der heilige Martin seinen Mantel für den Bettler zu teilen; „schön“ ist das noch lange nicht, es sei denn „teilen“ löst in der sinnlichen Wahrnehmung des Alltags Wohlgefallen aus. Mehr davon zum Schluss.

Die ethische Forderung mag gute Gründe für sich ins Feld führen, als materielle Gestalt ist sie aber nur dann erfolgreich vermittelt, wenn sie als schön wahrgenommen wird. Die Kunst hat den Realitätssprung zwischen gedachtem Konzept und sinnlicher Wahrnehmung immer wieder aufgegriffen. Man denke an René Magrittes „Pfeife“, wo man eine „Pfeife“ sieht, aber die Mitteilung erhält, dass dies keine Pfeife sei. Oder an John Cages Musikstück 4’33‘‘, wo man einen Konzertsaal, ein Publikum, einen Pianisten und einen Flügel wahrnimmt, doch keine Musik zu hören bekommt. Beides sind Hinweise darauf, dass verstandene Begriffe unter Umständen sehr wenig mit der sinnlichen Wahrnehmung zu tun haben.

Als Techniker sehen sich Architekten im eingangs geschilderten Auftrag der Aufklärung, das Leben der Menschen zu verbessern, um dem immer noch erhofften Paradies näher zu kommen. Dazu verändern sie die Lebensräume der Menschen. Diese Veränderungen werden materiell wirksam. In Beton gegossen, verglast, aus- oder eingesperrt empfinden Menschen diese Veränderungen unmittelbar körperlich und sinnlich als angenehm oder unangenehm, als schön oder hässlich. Wie Künstler werden Architekten und der Erfolg ihrer Arbeit ästhetisch bewertet. Das war schon immer so. Früher war eine Kirche dann gelungen, wenn sie Gott gefällig war und ein Schloss oder eine Villa dann, wenn sie dem Fürsten gefiel (oder seiner Geliebten). Geändert hat sich lediglich die Gewichtung durch Autorität. Damals war es die Autorität der Herrscher, welche den guten Geschmack bestimmte, heute herrscht eine medienwirksame Öffentlichkeit. Aber es ging immer um ein Geschmacksurteil im ästhetisch allgemeinen Sinn, also um das, was schön ist.

Natürlich kommt es auch darauf an, was gut ist. Zunächst ist das aber Bauherrenaufgabe. Darüber hinaus ist die Erkundung danach, wie wir leben wollen, keine Fachfrage, sondern eine, die jeden und alle betrifft. Hier geht es um persönliche und politische Entscheidungen. Was gut ist, muss mitten in der Gesellschaft geklärt werden, gerne mit Architekten als Mitbürger. Zu sehr aber haben sich Experten – auch Architekten – dieses Themas bemächtigt und damit ihre Mitbürger bevormundet. Damit überschreiten sie jedoch ihre Kompetenz.

Noch einmal zurück zu den Texten von Roberto Gonzalo. Was könnte man also als Architekt tun, damit sich die Benutzer nachhaltiger Architektur auch nachhaltig verhalten? Meines Erachtens bedarf es dazu einer veränderten Ästhetik. Gonzalo beklagt zu Recht, dass sich auch Nachhaltigkeit an jener Konsumästhetik orientiert, wo alles kauf- und machbar ist: je mehr, umso besser. Ästhetisch gesehen ist Nachhaltigkeit einfach eine Erweiterung des Warenkatalogs für das gute Gewissen beim schönen Leben. Es wäre Aufgabe der Architektur, das Gegenteil, die Beschränkung der Ansprüche so attraktiv zu machen, dass ein damit verbundener Lebensstil als unbeschwert, aufgeschlossen und

kompetent empfunden wird. Die Architektur sollte ihre Besitzer ermutigen, stolz jenem Handeln Ausdruck zu geben, welches den ökologischen und sozialen Systemen keinen Mehrwert entzieht.

„Schlank, leicht und fit“ könnte eine Antwort lauten. Die gängige Körperästhetik hat schon längst die Nachteile von groß und viel entdeckt. Verschlankung ist sexy und für sich selbst sorgen zu können ist authentisch. Eine nachhaltige Architektur sollte sich an diese Ästhetik anlehnen: Reduzierung der Größe, Reduzierung der Ausstattung, des Stauraums, des Elektroschrotts, der Alarmanlage, des Misstrauens. Das Haus wäre nicht mehr Festung und Speicher zur Sicherung materieller Vorteile, mit Doppelgarage, Schwimmbad, Gartenmauer und schön flach. Es wäre eher ein Werkzeug zur Integration in nachhaltige Kreisläufe mit der Natur, der Geschichte, der Kultur und der sozialen Gemeinschaft, verbunden mit dem Verzicht auf Ausbeutung von Arbeitskraft und Ressourcen.

„Teilen“ wäre da wieder ein Stichwort: nicht aufteilen, sondern gemeinsam benutzen. Carsharing und citybikes sind neuere Beispiele. Aber die Idee ist schon viel älter. Im Laufe ihrer 150-jährigen Geschichte hat die Genossenschaftsbewegung viele Beispiele gegeben und mit Erfolg am Laufen gehalten. Die Wiederbelebung durch neue Wohnungsgenossenschaften bestätigt die Zukunftsfähigkeit dieser Konzepte und bietet strukturelle Anknüpfungspunkte für eine andere Ästhetik der Nachhaltigkeit.

Man gestatte mir noch einen Nachsatz zur aktuellen Berufsbilddiskussion. Wenn man etwas über die Kerneigenschaften des Architektenberufs aussagen will, sollte man nicht nur die ethische Integrität und Kompetenz der freien Berufe thematisieren. Das tun ja auch Ärzte, Rechtsanwälte und Steuerberater. Vielmehr sollte man sich bemühen, der Besonderheit dieses Berufsstands Raum zu geben: sich privaten und öffentlichen Aufträgen zu stellen, um immaterielle Ideen und Vorstellungen zu verwirklichen. Oder um bei den biblischen Allegorien zu bleiben: das Wort Fleisch werden zu lassen.

(1) Hefte 1.11 und 1.15
(2) Weit bis in die Aufklärung hinein diskutierte man das Ende des Erdenreiches, dessen Dauer man mit 6000 Jahren ab Erschaffung ansetzte. Auch Isaak Newton (1642 – 1727) beteiligte sich an den Berechnungen zum Zeitpunkt des Jüngsten Gerichts und der Wiederkehr des Erlösers.

WAS ANDERE IN IHREM TUN ALS SCHÖN EMPFINDEN

Besen, Tätowierer in München
Ich denke von der kulturellen Prägung abgesehen, die uns das ästhetische Empfinden anerzieht, hat Schönheit etwas Universelles. Als Tätowierer übertrage ich zweidimensionale Bilder auf dreidimensionale Oberflächen. Wenn es mir gelingt, ein Motiv harmonisch mit dem menschlichen Körper in Einklang zu bringen und dabei etwas Neues zu erschaffen, ist das Ergebnis für mich schön.

Volker Eschenbach, Gärtner in Esbaum
Schön ist, wenn Pflanzenfreunde voll Vorfreude auf all die Begehrlichkeiten in die Gärtnerei kommen, die sich da wohl befinden werden. Und sich dann verlieren in ihrer Leidenschaft, die Zeit vergessen und alles Drumherum, eintauchen in einen Kosmos der Pflanzen. Sich Zeit nehmen für ein Gespräch unter Gleichgesinnten, das so nur verwandte Seelen führen können. Diese indirekte Anerkennung für die Passion und die Idee, die hinter meiner Arbeit in der Gärtnerei stecken und mich antreiben, erfüllt mich mit stiller Freude.

Matthias Junghanns, Automobil-Designer in München
„Hässlichkeit verkauft sich schlecht“ – Raymond Loewys bekanntes Zitat scheint im Automobildesign in seiner reinsten Form Anwendung zu finden. Ein Blick auf die Meilensteine der Branche verrät jedoch, dass es weitaus mehr bedarf als nur ein „schönes“ Design um eine Ikone zu erschaffen: Es geht um einen begehrlichen Charakter in Proportion, Fläche und Details. Ein dynamisches Gemälde aus Licht und Schatten. Wie ein Bildhauer suchen wir in Tonmodellen nach einer authentischen Persönlichkeit, mit all ihren Ecken und Kanten. Das ist das Faszinierende, genau wie im richtigen Leben.

Sven Lindauer, Senn und Hirte in Graubünden/Schweiz
Wenn ich über die Wiesen laufe, auf denen unsere Kühe im Sommer weiden, erfüllt mich Freude. Im Massiv der Berge finden sie alles, was sie für ein gesundes Leben brauchen: frisches Wasser, gute Luft, Ruhe, Gräser und Kräuter und jede Menge Platz. Diese Natur, in der es den Kühen gut geht, steckt in jedem der Käselaibe, die wir auf der Alm herstellen. Das ist für mich schön.

Joachim Römer, Restaurant-Kritiker in Köln
Schön ist es im Restaurant, wenn alles stimmt: Nicht zu kalt und nicht zu warm. Saubere Gläser und gute Düfte. Der Kellner nicht vornehmer als die Gäste. Die Speisenkarte mundwässernd, die Beratung locker und klug. Schön, wenn es dann auch noch schmeckt und man jeden Gang am liebsten noch einmal bestellen würde. Und am schönsten, wenn man mit einem lieben Menschen oder in harmonischer Runde bei Tisch sitzt. Nicht oft bekommt man dies alles zugleich, aber die Hoffnung darauf, die gebe ich niemals auf.

Dr. Martin Scherer, Verleger in München
Zur Buchbranche gehört das Krisenlamento genauso wie die jährliche Messe am Main. Dabei vergessen wir gerne den Charme unserer Arbeit. Bei Sinnen und bei Trost lässt sich das Verlegen von Büchern als Sequenz schöner Momente beschreiben. Alles beginnt mit der Verführung des Autors und dem Brennen für sein Thema. Dann die Kostproben des späteren Werkes, Stolz und Neugier des ersten Lesers. Immer wieder die Vorfreude auf Cover-Ideen, die Gedanken in Bilder verzaubern. Und irgendwann das erste von ein paar tausend Exemplaren aus der Druckerei. Ein Duft wie frisches Gebäck. Der große Wunsch, dass viele davon probieren.

Dr. Jürgen Schimmel, Arzt in Heidelberg
Das Schöne in meiner ärztlichen Tätigkeit ist für mich, dass ich mit den Patienten über Gott und die Welt und auch über ganz persönliche Dinge sprechen kann, so dass man sich von Mensch zu Mensch begegnet. Aus dieser Direktheit der Begegnung entsteht für mich die Empfindung „schön". Allerdings – herstellen kann man sie leider nicht, das wäre zu schön.

… VERWEILE DOCH, DU BIST SO SCHÖN …

Von der Unsicherheit unseres Urteils
Erwien Wachter

„Well if you want to say yes, say yes
And if you want to say no, say no
'Cause there's a million ways to go
You know that there are"
Cat Stevens

Ja, es ist so schön … Oft und leicht ist es dahin gesagt. Und was wird nicht alles als schön gedeutet! Ja kann ich dazu sagen oder auch nein. Für mich ist es so eine Sache mit dem „Ja" oder dem „Nein", mit dem Dafür oder Dagegen. Und mit dem „schön" ist es für mich auch nicht viel anders.

Ich neige im Allgemeinen zu einer entschiedenen Haltung schon allein deshalb, weil mich das „Allmögliche" nicht so recht einfangen will. Und diese Entschiedenheit, für oder gegen etwas zu sein, motiviert meine Suche nach Klarheit, mich dem Wahrgenommenen zu stellen und angemessen aufmerksam zu sein, ehe ich urteile. Vielleicht bezichtigt mich derart Betrachtung der Schwarzweißmalerei und verhindert, ein Sowohl-als-auch in meine Beurteilung einzubeziehen. Aber so ist

es nicht, denn scheinbar Gegensätzliches wie schön und hässlich oder selbst ja und nein sehe ich schicksalhaft verbunden. Mit jeder meiner Entscheidungen, jedem für oder wider blende ich zwar zeitweilig die Gesamtheit der Zusammenhänge aus und überhöhe für einen Augenblick eine Wahrnehmung, deren Spontaneität irgendwo in der Tiefe meiner inneren Strukturen wurzelt. In kaum messbaren Augenblicken entscheidet dieses Innere, ob ich mich für oder gegen etwas ausspreche, ob mir etwas gefällt, ob ich es als schön oder als nicht schön empfinde. Und es bleibt nicht dabei, denn kaum habe ich mich darauf eingelassen und mich für das eine oder das andere entschieden, passiert es schon, dass ein schiefer Blick den Raum kreuzt – ein fragender zumindest –, der mir signalisiert, dass es auch eine völlig andere Sicht dazu gibt. Sicheren Boden bietet das alles nicht. Vielleicht ist das auch gut so, und vielleicht bietet gerade die Unsicherheit den Boden voranschreitender Erkenntnis.

Sehe ich die Dinge etwa nicht wie alle anderen auch – auch nicht so wie du? Und selbst wenn ich dich und deine Denkwelt zu kennen glaube, sehe ich entgegen meiner Erwartung deine gelegentlichen Zweifel an meinem Hochgefühl, auch an meinem Befremden. Ich muss nicht nachlesen, dass meine Urteile über schön und hässlich von meinem ureigenen Gefühlsleben geprägt werden, muss nicht nachlesen, dass sich meine Anlagen, meine Instinkte und Triebe und schließlich auch meine Erfahrungen darin subsumieren. Das weiß ich über mein spontanes Urteil. Zufrieden bin ich damit nicht und ausgeliefert will ich dem auch nicht sein. Von Friedrich Nietzsche, vielleicht einem der größten Menschenkenner unter den Philosophen, erfahre ich etwas über die janusköpfige Wahrnehmung: „Der ästhetische Zustand ist eine Mischung der zarten Nuancen von animalischen Wohlgefühlen und Begierden.“ Und dieser Zustand ist es schließlich, der mein Geschmacksurteil – dem Schönen wird es oft als solches unterstellt – in einem komplexen Prozess harmonisch oder disharmonisch mit meinem Betrachterwesen verbindet.

Ich schaue mir Nietzsches Zeile etwas genauer an: Der Gedanke an animalische Wohlgefühle führt mich zum instinktiven und schließlich zum vorbehaltslosen Stimmungsausbruch; dagegen stilisiert die Begierde im unberechenbaren Gefühlstornado sich gegenüber der positiv gefärbten Wahrnehmung und spült mich sozusagen aus einem Entscheidungszwang darüber, ob etwas schön oder hässlich ist, schlichtweg heraus. Ich bezeichne einen Zustand als harmonisch, wenn ich die Ordnungssysteme des Betrachtenden, also meine, mit jenen des Betrachteten – mehr noch dem Wahrgenommenen – untrennbar verknüpft sehe. Selbst der komplexen Harmonie chaotischer Ordnungen räume ich darin ihren Platz ein. Dem gegenüber steht für mich die Disharmonie für deren Unvereinbarkeit.

Ich denke dabei an meine schnell hingeworfenen Ideen, an meine Skizzen, die zunächst etwas Chaotisches signalisieren, die ich

aber mit emotionalen und gedanklichen Reizen, seien es Farben, Formen, Kontraste, Strukturen und Prägnanz, anreichere und zu etwas entwickle, das in mir erst einmal harmonisches Wohlgefallen auslöst. Das Schöne selbst aber entdecke ich erst, wenn durch diese Reize Assoziationen erwachen, die meine Gefühle, meine Triebe und Instinkte ansprechen. Gewiss ist aber nicht, ob ausschließlich das Schöne nun gelungen sei. Auch das Hässliche kann mich aktivieren, meine Aufmerksamkeit steigern, meine Vorsicht, kann Angst, Freude, Erregung, Glücksgefühle, Zuneigung oder auch Abneigung wachrufen. Ich denke noch einmal an Nietzsche, der von der Schönheit in der Kunst als der Nachbildung des Glücklichen spricht. Dabei schwärmt er von der Schönheit eines Bildes per se, und behält mir vor, darüber zu befinden, ob er von der Schönheit per se im Bild spricht oder die Idee hinter dem Bild zur Gesamtheit der Bildwahrnehmung hinzufügt.

Ich bleibe beim Schönen. Wer oder was bestimmt nun eigentlich, was schön ist? Ich für mich allein oder jeder für sich? Und will ich wie jeder andere das wahrgenommen Schöne auch mit anderen teilen? Zunächst muss ich feststellen, dass es für mich kein allgemeingültiges Schönheitsideal gibt. Und sollte jeder Schönheit irgendwie anders definieren, muss ich annehmen, dass jeglicher absolute Wert der Feststellung von Schönheit immer fern ist. Aber wie und worin finde ich Kriterien, die mich das Schöne nicht nur fühlen, sondern vielleicht sogar begründen oder kategorisieren lassen? Bei Kant werde ich auf meiner Suche fündig. Die subjektive Notwendigkeit des Geschmacksurteils ist nur ein bedingtes Sollen, das heißt „man wirbt um jedes anderen Beistimmung, weil man dazu einen Grund hat, der allen gemein ist; …“ Gut soweit, einen Grund braucht es also. Erkennen kann ich, dass es Kulturen gibt, in denen Merkmale für Schönheit hoch angesehen sind, die es dort nicht gibt. In armen Ländern gelten wohlgenährte Körper als attraktiv, und die Wohlstandsgesellschaft andernorts kultiviert den schlanken Körper. Vielleicht ist oft insbesondere das schön, was sich aus der Masse abhebt, das Besondere ist. Auch ein Grund. Einfach schön, schön einfach – aber zufrieden will ich damit immer noch nicht sein. Zur Erinnerung: Schön erscheint mir etwas dann, wenn ich als Betrachter mit dem Betrachteten sozusagen zweckfrei verschmelze und dadurch in einer harmonischen Verkettung von Wechselwirkungen aufgehe. Ein weiterer Grund?

Bei diesen Überlegungen gewinne ich den Eindruck, dass sich schwerlich Begründungen für das „Schöne“ finden lassen, geschweige denn Wertungskriterien, die für ein Urteil hilfreich sein könnten. Dennoch gebe ich nicht auf. Ich sprach bereits vom unbeteiligten, willensfreien Wohlgefallen oder auch Missfallen. Ist dies schon Grund genug oder gar ein Kriterium? Und ist es schon selbsterklärend, dass aus solcherart Wahrgenommenem ein Qualitätsbegriff herauszulesen ist? Ein Hinweis darauf gibt mir beispielsweise die Betrachtung von Gegenständen, die ich für schön halte, wenn ich erkenne, dass sie mir als solche

selbst gefallen, und dies ohne Bezug auf objektive Begriffe oder Empfindungen des Angenehmen oder Guten geschieht? So gesehen jedenfalls wird Qualität dann zu einem Kriterium, wenn eben kein explizites Interesse an der Existenz der Sache selbst beigemischt ist, also ungefärbt gefällt und die Bejahung oder Verneinung des Schön-Seins frei und unbelastet bleibt. Eine weitere Chance auf meiner Suche bietet sich mir in der Beurteilung einer Sache, wenn ich sie zwar ohne objektive Begriffe vornehme, sie jedoch ihrer Einheit, ihrer Vielheit oder Allheit nach einer allgemeinen Gültigkeit zuordnen kann. Offen bleibt dabei, ob ich schon deshalb anderen zumuten kann, meinem Urteil zu folgen? Ich denke gerade deswegen, weil hier dem ästhetischen Urteil ein von allen Interessen freies Spiel des Erkenntnisvermögens, der Einbildungskraft und des Verstandes zugrunde liegt, deren Quantität ein weiteres Kriterium zur Beurteilung des Schönen zumindest am Beispiel von Gegenständen zulässt. Ich weiß, auch wenn das Schöne eine notwendige Beziehung zum Wohlgefallen hat, stimmt nicht notwendigerweise jedermann jedwedem Urteil zu. Dennoch ahne ich, dass in der Notwendigkeit ein drittes Kriterium des „Schönen" zu entdecken ist. Zwar ist die Notwendigkeit des Geschmacksurteils weder eine „theoretische objektive" noch eine „praktische", sondern eine „exemplarische", demnach „eine Notwendigkeit der Beistimmung aller zu einem Urteil, was wie ein Beispiel einer allgemeinen Regel, die man nicht angeben kann, angesehen wird." Kant macht es mir nicht einfach. Aber herauslesen kann ich, dass die Notwendigkeit von Modalitäten geprägt ist, die sich dadurch auszeichnen, dass sie sich nicht auf einzelne Fakten der wirklichen Welt beziehen, sondern in ihrer Aussage alternative Möglichkeiten einbeziehen. Beispielsweise Ungleichheiten wie: Möglichkeit – Unmöglichkeit, Dasein – Nichtsein, Notwendigkeit – Zufälligkeit. Solcherart modale Aussagen zeichnen die Notwendigkeit eines Zusammenhangs als Bedeutungskategorie aus. Es wäre irreführend, wenn ich nun den Eindruck hinterlassen hätte, dass sich mit diesen zusätzlichen Wertungskriterien das „Schöne" plausibler begründen ließe. Höchstens ein wenig mehr.

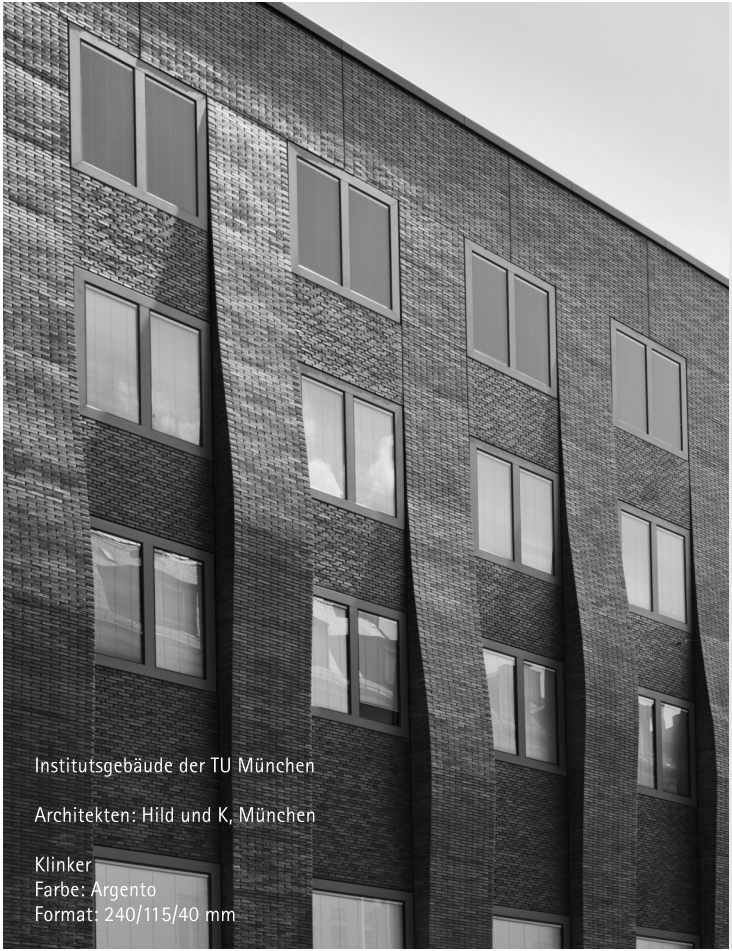
Ich belasse es dabei und wende mich einer Frage zu, die Menschen oft ihr Leben lang beschäftigt: „Bin ich schön?" Schon bei Schneewittchen heißt es: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?" Da bekanntlich Spiegel immer die Wahrheit sagen, kommt es im Märchen wie im wirklichen Leben so, wie es kommen muss. Aber wie, das weiß ja ohnehin jeder – wenn auch oft nur für sich allein. Das „Schöne" wird unser Urteilsvermögen immer neu fordern, wird uns immer wieder den sicheren Boden unter den Füßen rauben, wird uns immer wieder zwischen Bewusstem und Unbewusstem zerreißen, zwischen Wirklichkeit und Wahrnehmung, in zwei Bildern das Ideal der makellos bleibenden Schönheit und das andere, das Vergängliche mit den Spuren des Versagens im Gegenüber zeigen. Schön wäre allemal eines, wenn Fausts visionärer Monolog immer wieder unsere Wahrnehmung erhellte: „… Zum Augenblicke dürft' ich sagen:

Verweile doch, du bist so schön! | Es kann die Spur von meinen Erdetagen | Nicht in Äonen untergehn. | Im Vorgefühl von solchem hohen Glück | Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick."

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 4.15 befassen sich mit dem Thema „modern". Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 2. November 2015



Institutsgebäude der TU München

Architekten: Hild und K, München

Klinker
Farbe: Argento
Format: 240/115/40 mm

Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen

Telefon 08732-24-0
Telefax 08732-24-200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

ENNUI – EIN LOB DER LANGEWEILE

Michael Gebhard

Ennui, die Langeweile, ein Zustand hervorgerufen durch erzwungenes Nichtstun. Ein Zustand, den wir alle vermutlich schon sehr lange nicht mehr durchlebt haben. Wem ist heute schon noch langweilig? Selbst wenn, wer würde sich trauen es zuzugeben oder es sich selbst einzugestehen. Ist Langeweile doch das Gegenteil all unserer Bemühungen um Erlebnisse, Abwechslung, Spannung, Spaß. Langeweile ist so weit von uns entfernt, dass wir uns ihr ganz langsam wieder nähern müssen, um ein Verständnis dafür zu entwickeln, um vielleicht sogar Positives darin für uns und die Gesellschaft zu entdecken.

Langeweile, das ist ein Zustand der Zweckfreiheit, ein Zustand ohne aktives Tun und Handeln. Wie die Wortzusammensetzung eigentlich sagt, hat man eine lange, also zeitlich weit ausgedehnte Weile vor sich. Einen Zeitraum, der einen statischen Zustand, einen Zustand des Verweilens einschließt. Das nicht an einen Zweck gebundene Wesen dieses Zustandes bedeutet Ungebundenheit, Richtungslosigkeit, einen unentschiedenen Schwebezustand. Die Gedanken schweben, kreisen, zirkulieren, haben keine bestimmte Richtung und finden auch keine, solange dieser Zustand anhält.

Sobald der Mensch sich aufraffen kann, körperlich aktiv zu werden oder geistig in eine Richtung zu denken, ist dieser schwebende Zustand entschwunden, entschwunden wie ein weggewischter Nebel. Was allerdings nicht bedeutet, dass er nicht jederzeit und unmittelbar wiederkehren kann. Dieser scheinbar zwecklose Schwebezustand macht uns aktivitäts- und erlebniskonditionierte Wesen ratlos. Wir können kaum damit umgehen, erachten ihn als Zeitverschwendung, glauben die Zeit dafür nicht mehr zu haben, glauben Wichtiges zu versäumen, wenn wir uns ihm tatsächlich hingeben sollten. Die Nähe zu gesellschaftlich und vielleicht auch persönlich unerwünschten Effekten, wie Depression, Unlust, Verlorenheits- und Sinnlosigkeitsgefühlen macht sie, die Langeweile, auf den ersten Blick so unerwünscht, so abschreckend. Die Gefahr missliebiger Gedanken von Lust und Überdruss bis zum Suizid lässt sie weitgehend in gesellschaftlicher Ächtung verharren.

Doch es gibt auch eine Form oder besser eine Sichtweise der Langeweile, die positiv besetzt ist. Wie ein schwaches, unruhig flackerndes Licht tritt sie nur in bestimmten, meist kurzen Zeiträumen zutage, leuchtet kurz auf, um bald wieder in gesellschaftlicher Ächtung zu verlöschen. Das, was uns leuchtend erreicht, ist die Befreiung von Zweckrationalität und Aktivitätstrieb. Langeweile ist hier vergleichbar mit dem Traum, eine Art Tagtraum, der all unserer Hyperaktivität entgegensteht, der die Gedanken aus ihren Gleisen reißt, ohne ihnen eine neue Richtung vorzugeben. Eine befreiende Irritation, eine kleine Katharsis, die nach Rückkehr ins geordnete und gerichtete Denken ein befreiendes Gefühl auslösen kann. Diese, nennen wir sie durchaus konstruktive Langeweile, ist diejenige, die uns interessiert.

Langeweile und ihr heute kaum noch so genanntes Gegenteil, die Kurzweil, sind, wenn auch wenig beachtete, so doch wichtige Aspekte von Architektur und Städtebau. Die Vermeidung von Langeweile ist ein ungeheuer präsentes Handlungsmotiv von Architekten und Stadtplanern. Wie oft haben wir schon gelesen, wie langweilig zum Beispiel der aktuelle Münchner Wohnungsbau, gerade Straßen, endlos lange Straßen, rechteckige Plätze, Plattenbauten oder sich ständig wiederholende Gebäude seien. Muss nicht stets alles spannend, interessant, herausfordernd oder gar „innovativ“ etc. sein?

Langeweile bedarf der Ruhe. Der Organismus muss sich entschleunigen, die Gedanken dürfen auf keine Tätigkeit gerichtet sein, oder die Tätigkeit muss so geartet sein, dass sie keiner gedanklichen Aktivitäten bedarf. Es gibt diese Ruhe im Inneren und es gibt sie im Äußeren, in unserer Umgebung. Hier wie dort hat sie Bedeutung. Sie ist nicht zu verwechseln mit Ödnis, mit einer völlig reizarmen Umwelt, mit Architektur und Stadträumen, die außer ihrer nackten physischen Präsenz nichts anzubieten haben. Es gibt sie noch, diese von konstruktiver Langeweile geprägten Orte. Das sind die scheinbar endlosen Reihen viktorianischer und georgianischer terraced houses in England, das sind die von Gleichartigkeit und Wiederholung ähnlicher Gestaltelemente geprägten Gründerzeitstraßen in den gleichnamigen Vierteln, das sind die gleichförmigen Strandhütten am Meer und vielleicht sogar manche Hochhauswälder, wie sie in Shanghai anzutreffen sind. Den Beispielen gemeinsam ist, mit Ausnahme des letztgenannten, ihre zeitliche Distanz, ihre andersartigen gesellschaftlichen Übereinkünfte, was das Bauen und die Ästhetik des Bauens angeht. Allen gemeinsam ist der spekulative Aspekt, der für Wiederholung und rationales Layout verantwortlich zeichnet.

Der Aspekt der konstruktiven Langeweile ist interessanterweise ein zufälliges Beiprodukt. Bewusst auf Schönheit abzielende Planungen bedienen sich anderer Elemente. Hier dagegen wird versucht, Ruhe durch Symmetrie und Ausgewogenheit der Proportion herzustellen. Es ist nicht abzustreiten, dass sich in der Betrachtung und im Erleben die Ausstrahlung der Ruhe und der Ausgewogenheit auf den Betrachter überträgt. Im Vergleich zu den erstgenannten Beispielen jedoch fehlt etwas Wesentliches: der Aspekt der Irritation. Die scheinbare Endlosigkeit englischer terraced houses, die Länge und Geradlinigkeit der Gründerzeitstraßen, die Wiederholungen, sie entziehen sich der Ödnis aufgrund ihres Detailreichtums, weil das Auge immer einen Halt findet, wenn es ihn in seiner leichten Irritation sucht, ihn aber gleich wieder verliert, weil er sich endlos gleich oder ähnlich wiederholt. Hier kann sie uns befallen, diese befreiende Irritation. Bewusste Planungen dieser Art existieren kaum. Allenfalls im italienischen Razionalismo scheinen mir Elemente dieser konstruktiven Langeweile zu finden zu sein. Doch Architektur allein vermag das nicht zu leisten. Sie ist ein Baustein im Ensemble der konstruktiven Ennui. Nur im städtebaulichen Ensemble kann sie sich wirklich konstituieren.

Sind Sie nun etwa erschrocken? Langeweile in Städtebau und Architektur unvorstellbar? Werfen wir zum Schluss noch einen Blick auf das Gegenteil, die ewige Kurzweil, das grenzenlose Ereignis, den everlasting Event, die permanente Innovation. Wir blicken nach Japan, weil aus eigener Anschauung von drei Japanreisen wohlbekannt. Wir blicken nach Japan, weil gerne und immer wieder in deutschen Fachpublikationen und Feuilletons beschrieben und gelobt. Ja, es ist richtig, in Japan wird viel experimentiert, interessant und vielleicht manchmal auch wirklich innovativ. Es entsteht gerne der Eindruck, dass dort an

jeder Ecke eine Innovationsikone steht, dass es abwechslungsreicher und spannender in Architektur und Städtebau kaum zugehen kann. Fakt ist, dass man in Japan das Ergebnis von Neuheitszwang, wie an kaum einem anderen Ort, beobachten kann. Ja, da stehen sie dann, die innovativen, vielbeachteten Bauten. Da stehen aber auch die unzähligen einstmals innovativen und gestern vielbeachteten Bauten. Es sind nicht wenige, doch sie fristen ein eher trauriges Dasein. Die Ikone ist singulär, sie sucht keinen Anschluss, sie ist sich selbst genug. Das ist solange interessant, solange sie den Neuigkeitsstatus besitzt. Schon nach wenigen Jahren hat sich dieser verflüchtigt.

So stehen sie jetzt da, wie ausgesetzte, verlassene Kinder, um die sich keiner mehr schert. Sie tun wenig anderes, als einen Beitrag zur leider hierzulande zu wenig bemerkten Hässlichkeit japanischer Städte zu leisten. Und glauben Sie mir, japanische Städte sind nur nachts „schön", wenn die Leuchtreklamen in ihrer neongrellen Farbigkeit den verlorenen Zusammenhang wieder herstellen, gemeinsam einen flirrenden Schleier über die dort veranstaltete Kakophonie legen. Das sollte uns zu denken geben, das sollte uns ermutigen, mehr konstruktive Langweile zu wagen, eine ästhetische Ennui als Gegenmittel gegen Event- und Erlebniszwang, gegen falschen Innovationszirkus im Stile imaginierter neuer Kleider, unter denen nur Nacktheit und geistige Verarmung zu erkennen sind – für all diejenigen, die nicht verlernt haben zu sehen. Ein schwieriger Weg. Aber einer, der sich langfristig lohnt.

WIE DIE STADT INS LEUCHTEN KAM

Ulrich Karl Pfannschmidt

Einer hockt noch auf seiner Platte, hoch auf dem Mast, der letzte von acht Poeten, die im Winter 2012 Bürger und Gäste in Bamberg erfreuten. Ein weißer Leib, die Oberschenkel dicht an den Rumpf gezogen, ruht auf blinkendem Stahl. Sein Kopf richtet den Blick auf die ihm zuströmende Regnitz an der oberen Mühle. In der Höhe der Erde entrückt, presst er schweigend die Hände vor den Mund. Über den Tag entzieht ein stummer Dichter sich dem menschlichen Gewimmel auf der Brücke unter ihm. Erst wenn der Abend dämmert, scheint er zum Leben zu erwachen. Der Körper leuchtet auf, umso heller, je dunkler die Nacht. Er wird nicht angestrahlt, das Licht

dringt aus ihm selbst, ein sanftes Licht aus dem Innern des Poeten. In weichen Übergängen leuchten die Farben des Spektrums auf. Die Poesie beginnt zu strahlen, wenn der Alltag versinkt. Der katalanische Bildhauer Jaume Plensa, 1955 in Barcelona geboren, hat mit den „Eight Poets“ den Himmel über Bamberg verzaubert. Acht leuchtende Dichter warfen ein Netz über die Stadt, manche schienen sich auf Sichtweite zu grüßen, andere mehr aus der Ferne. Von den Höhen der Bergstadt, von St. Michael, vom Bischofspalais, vom Domplatz aus über das Brückenrathaus auf die Ebene der Inselstadt zu Universität und Schönleinplatz streckte sich das Netz. Einige Poeten umfassten ihre Knie, andere die Unterschenkel. Hier schloss einer die Augen, dort hielt sich einer die Ohren zu. Weiß in ihrer Kunststoffhaut, am Tage eisig in der kalten Winterluft, gelegentlich ein Häubchen Schnee auf dem Haupt, brachten sie fröhliches Licht in die Nacht. Plensa hatte ihnen die ewigen Themen der Poesie als Bezeichnung mitgegeben.

Bamberg verdankt das Schauspiel Dr. Bernd Goldmann, der, nun von seinen Amtspflichten befreit, im Auftrag des Oberbürgermeisters mit einer spektakulären Aktion fortsetzte, was er vor vielen Jahren als Leiter des internationalen Künstlerhauses Villa Concordia begonnen hatte, den Zyklus „Internationale Kunst in Bamberg“. Die Internationalität ist Programm. So wie die Villa Concordia mit ihren Ateliers internationalen Künstlern, Schriftstellern, Malern, Bildhauern und Musikern die Möglichkeit bietet, hier ein Jahr sorgenfrei zu leben und zu arbeiten, in Kontakt miteinander und den Bürgern der Stadt, so hält sie auch Kontakte und Verbindungen ins Ausland. Programm ist die Bandbreite der Künste. So trägt die Stiftung Literatur, Musik und bildende Kunst in die Stadt und das Umland hinaus, lädt interessante Gäste zu Lesungen, Vorträgen

und Konzerten. Einzelne und periodische Veröffentlichungen erreichen ein breites Publikum, bereichern die Diskussion und verändern das kulturelle Klima in der Stadt.

Klänge und Worte verhallen, ob sie wurzeln, liegt im Verborgenen. Dauerhaftigkeit und Sichtbarkeit eignet allein den Werken der bildenden Kunst. Kein Zufall deshalb, dass das Wirken der Villa Concordia vor allem an den großen Arbeiten der Bildhauer offenbar wird, die heute an vielen Plätzen der Stadt zu bewundern sind.

Bamberg hat das seltene Glück, eine Universität mitten in der Stadt zu haben, zwar auf viele Standorte verteilt, aber jedenfalls nicht in der Isolation eines abseitigen Campus. Universität und Stadt sind innig verwachsen. Studenten und Bürger leben miteinander. Diesem Modell folgt auch das Programm der Stiftung. Der Zyklus der Internationalen Kunst hat die Stadt mit Kunst durchdrungen. Sie ist eingewachsen in das Gewebe der Stadt und, was besonders ist, in das Bewusstsein der Bürger. Vielleicht haben sie anfangs gefremdelt, verwunderlich wäre es nicht, heute ist sie ein fester Teil der Identität geworden. Dazu hat die Idee nicht wenig beigetragen, von jeder Ausstellung ein Werk in der Stadt zu halten und mit Hilfe von Spenden zu kaufen. Wie erfolgreich sie umgesetzt worden ist, kann man an den bronzenen Tafeln ablesen, mit denen die Spender geehrt werden. Die erste Ausstellung 1998 pflanzte Plastiken von Fernando Botero in die Stadt und so eröffnete auch seine „Liegende mit Früchten“ am Heumarkt den Reigen der Ankäufe. Einige blanke Stellen auf der bronzenen Haut zeugen von der Zuneigung der Passanten. Auf ihn folgten Joannis Avramides, Igor Mitoraj, Mischa Kuball, Micha Ullmann, Rui Chafes, Erwin Wortelkamp, Kazuo Katase, Bernhard Luginbühl, Markus Lüpertz, eine wahrhaft stattliche Reihe. Und nun Jaume Plensa. Sein Poet ruht auf der Säule und wartet auf Sponsoren.

Bamberg hat über seine traditionelle Bedeutung hinaus an Gewicht gewonnen. Die Stadt ist in der Wissensgesellschaft von heute angekommen. Stadt und Villa Concordia haben einander gefunden. Wenn auch Goldmanns Nachfolgerin Nora Gommringer als anderer Mensch ihren Neigungen gemäß manche Akzente anders setzt, bleibt die gemeinsame Stärke. Bamberg ist ein kulturelles Zentrum, das heute, international vernetzt, weit in das Umland hinaus leuchtet. Der Club der leuchtenden Dichter hat es ganz nebenbei ins Bild gerückt.

SIEBEN FRAGEN AN

GOTTFRIED BÖHM

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Mein Vater war ja ein bedeutender Architekt, der mich schon als Kind an seiner Arbeit gern teilnehmen ließ. Ich habe mir dann aber gesagt, dass ich wohl nie seinen Grad an Qualität erreichen kann und meinte, es wäre besser, wenn ich Bildhauerei studierte. Als ich während meines Studiums meine spätere Frau kennenlernte, die Architektur studierte, bin ich so allmählich auch zum Architekturstudium übergegangen.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Als Vorbild war mein Vater bestimmend. Ich habe aber dann Mies van der Rohe und Gropius sehr geschätzt, die ich ja auch in Amerika persönlich kennenlernen konnte.

3. Was war Ihre größte Niederlage?
Niederlagen habe ich sehr viele gehabt, vor allem bei verlorenen Wettbewerben.

4. Was war Ihr größter Erfolg?
Der Kirchenbau in Neviges war wohl mein bedeutendstes Bauvorhaben.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
Stadtgestaltung interessierte mich immer sehr. Natürlich hätte ich da gerne mal einen größeren Zusammenhang gebaut.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Ich habe ja einiges bauen dürfen und sehe aber heute, dass vieles hätte besser sein können oder müssen. Das bleibt, so scheint es, nicht aus. Ich hoffe aber, dass es etwas an Wert behält.

7. Was erwarten Sie vom BDA?
Vom BDA erwarte ich, dass er sich einsetzt, dass allgemein anerkannt wird, dass die Architektur das Leben der Menschheit sehr stark beeinflusst.

KAMMERWAHL

Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,

es ist Zeit für einen Wandel. Nach Jahren solider Arbeit treten wir in der Bayerischen Architektenkammer auf der Stelle. Vieles wird nur noch verwaltet. Für die Bearbeitung berufsständisch existentieller Themen gründen sich zunehmend neue Organisationen, wodurch unsere Kammer ihre originäre Stellung als verantwortliche Institution zu verlieren droht.

So geht es aber nicht weiter. Nicht weniger als die Zukunft unseres Berufs steht auf dem Spiel.

Der BDA Bayern möchte diese Zukunft gemeinsam mit den Verbänden gestalten und mit einem neuen Präsidenten und einem engagierten Team ab 2016 die dringend notwendigen Veränderungen in der Kammer mit Leidenschaft für unsere Profession umsetzen. Dafür stehe ich als Ihr Spitzenkandidat gern zur Verfügung.

Wir wünschen uns eine aktive und mutige Kammer, die im Dialog mit den Beteiligten die Interessen aller Architekten vertritt. Es geht damit auch um eine neue Kultur des Miteinanders. Alle Verbände mit ihren aufgeschlossenen Kolleginnen und Kollegen sind aufgerufen, gemeinsam mit uns die Ziele für die nächste Legislaturperiode neu zu formulieren.

In den vergangenen Monaten haben wir mit vereinten Kräften intensiv an unserem Wahlprogramm gearbeitet und uns dabei auf fünf wesentliche Punkte fokussiert.

Wir setzen uns ein

1. Für die Zukunft unseres Berufs
2. Für eine aktive Kammer in unserem Interesse
3. Für eine Stimme für Angestellte
4. Für eine gute Aus- und Fortbildung
5. Für eine lebendige Bau- und Planungskultur.

Wir sind überzeugt, dass wir mit diesem 5-Punkte-Programm die wichtigsten Themen erfasst haben. Hinter allen Punkten stehen Personen mit entsprechenden Kompetenzen aus meinem Team. Ich würde mich freuen, wenn Sie unser Programm nach Kräften unterstützen und uns damit helfen, die Kammer wieder zu einer tatkräftigen Organisation der Interessen aller Architekten in Bayern

zu machen. Wir halten Sie in den nächsten Monaten über unsere Aktivitäten auf dem Laufenden und freuen uns über Ihr Feedback.

Zum Schluss noch eine Bitte: Wählen Sie im April 2016 den BDA und motivieren Sie selbständige, angestellte und verbeamtete Kolleginnen und Kollegen. Denn jede Stimme zählt. Für unseren Beruf.

Mit besten Grüßen
Ihr
Karlheinz Beer
Vorsitzender BDA Landesverband Bayern
Spitzenkandidat für die Präsidentschaft in der BYAK

www.bda-kammerwahl.de

SCHON WIEDER EINE ANHÖRUNG

Georg Brechensbauer

Kaum jemand hätte Ende Mai dieses Jahres gedacht, dass man sich drei Monate später im August an gleichem Ort wieder zu einer Anhörung treffen wird, wieder zu einem Thema, das unseren Berufstand massiv beeinflussen kann. War die erste Anhörung nach der Geschäftsordnung der Bundesministerien als Teil der Vorbereitung von Gesetzesvorlagen der Bundesregierung noch geschuldetes Procedere, war es diesmal ein freiwilliger Akt der Ministerien.

Im Mai hatte das Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (BMWi) Fachkreise und Verbände zur Aussprache über den Referentenentwurf eines Gesetzes zur Modernisierung des Vergaberechts eingeladen. Behandelt wurde die Umsetzung der wesentlichen Vorgaben der EU-Richtlinien 23-25 im Gesetz gegen Wettbewerbsbeschränkung (GWB), die bisher in der Vergabeordnung für freiberufliche Leistungen (VOF) Teil 1 festgelegt waren. Die Überführung der spezifischen Vorschriften für Wettbewerbe und die Vergabe von Architekten- und Ingenieurleistungen (Teil 2 und 3 der VOF) in die Verordnung über die Vergabe öffentlicher Aufträge (VgV) wird derzeit vom Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) bearbeitet.

Im August nun hatten BMWi und BMUB gemeinsam geladen, um Argumente von den Betroffenen einzuholen – auch von uns Architekten und Ingenieuren. Im Mittelpunkt stand wieder einmal die Frage, ob die bestehende Honorarordnung (HOAI) mit ihrer verpflichtenden Höchst- und Mindestsatzregelung nicht nur für Ausländer, sondern sogar für Inländer eine wettbewerbs-

beschränkende und die Niederlassungsfreiheit einschränkende Wirkung habe.

Nachdem die EU-Kommission die Bundesregierung auf dieses Problem hingewiesen und auch folgend nach einem „Pilotverfahren" im Dezember 2014 mit den erhaltenen Antworten – die HOAI diene dem Verbraucherschutz und sichere Qualität durch Preis – nicht zufrieden war, hat sie bekanntlich mit ihrem „Mahnschreiben" vom 18.06.2015 ein Vertragsverletzungsverfahren eingeleitet. Befriedigt sie die bis zum 18.09.2015 vorzulegende „Begründete Stellungnahme" nicht, droht ihre Klage beim Europäischen Gerichtshof (EuGH).

Erfreulich war das gut vorbereitete, im Ablauf abgesprochene Auftreten von AHO, BAK und BINGK. Es gab keine inhaltlichen Wiederholungen, obwohl sich auch Vertreter der Länderkammern und Verbände zu Wort meldeten. Weitere gute Argumente gab es genug. So konnte beispielsweise der Behauptung, feste Tarife behinderten die Erstniederlassung auch von Inländern mit dem Zuwachs von Büros im Zeitraum von 2008 bis 2014 um 20 Prozent in der BRD, entgegnet werden. Überzeugend dargestellt wurde auch, dass bei der Neugründung von Büros durch europäische Nachbarn in der BRD nicht die HOAI mit ihren transparenten Leistungsbildern und ziemlich eindeutigen Festlegungen hinderlich ist, sondern die stark verpflichtenden deutschen Regelungen, die deutsche Rechtsordnung und Sprachbarrieren. Bezeichnenderweise löste die Abschaffung der Honorarordnung in Österreich keinen Grenzverkehr in diese Richtung aus, im Gegenteil stellt die HOAI einen Anreiz dar, zu uns über die Grenze nach Deutschland zu schauen. Ein zwingendes Allgemeininteresse einer Honorarverordnung und die Garantie für Leistung und Qualität durch Mindesthonorare für den Verbraucherschutz bezweifelt die EU-Kommission, da andere Mitgliedsstaaten ohne Honorarverordnungen dies widerlegten. Dagegen gestellt wurde unser ganzheitliches Planungssystem mit der Trennung von Planen und Bauen, was wirtschaftliche Unabhängigkeit erfordert, um dann das Handeln als Treuhänder des Bauherrn zu ermöglichen. Die Reduzierung der Leistung allein auf die frühen Phasen der Planung, wie in vielen europäischen Nachbarländern Usus, führt zu einer Leistungskonzentration auf der Ausführungsseite, die der EU-Kommission ebenso ein Dorn im Auge sein müsste.

Seit der HOAI 2013 wird in den Leistungsbildern noch mehr Augenmerk auf die Verantwortlichkeit für Kosten und Termine gerichtet. Prozessqualität kann mit den über Jahrzehnte erprobten und weiterentwickelten Leistungsbildern der HOAI optimal erzielt werden. Letztlich ergibt auch das Werkvertragsrecht mit geschuldeter Leistung und gesamtschuldnerischen Haftung eine Rechtssituation in Deutschland, die bei unseren europäischen Nachbarn nicht anzutreffen ist. Qualität kann nur im Leistungs- und nicht im Preiswettbewerb erzielt werden. Die Entwicklung zum

Claim Management im Bauen darf keine Fortsetzung beim Planen erfahren.

Interessant dazu ist auch die Aussage eines großen deutschen Haftpflichtversicherers, dass bei Projekten mit Honoraren unterhalb der HOAI-Mindestsätze Schäden häufiger auftreten als bei Projekten mit korrekten Honorarvereinbarungen. Und schon länger bekannt ist, dass bei frei vereinbarten Honoraren für die Bauüberwachung von Ingenieurbauwerken nicht befriedigende Bauleistungen und irreparable Mängel bei der Abnahme festgestellt wurden.

Dass der Entfall der HOAI zu der Erfordernis von Zulassungs- und Berufsausübungseinschränkungen führen würde, müsste in diesem Zusammenhang auch die EU-Kommission interessieren.

Beachtenswert: Der Deutsche Bundestag fordert mit seinem Beschluss vom 17.06.2015 „Transparenz-Initiative der Europäischen Kommission mitgestalten – Bewährte Standards im Handwerk und in den Freien Berufen erhalten“ die Bundesregierung im Rahmen der zur Verfügung stehenden Haushaltsmittel auf, mit dem System der Kosten- und Honorarordnungen der Freien Berufe zu gewährleisten, dass weiterhin eine am Gemeinwohl orientierte Leistungserbringung sichergestellt und ein Preiswettbewerb auf Kosten der Qualität verhindert wird.

Wird sich die EU-Kommission diesen inhaltlichen und politischen Argumenten in der „Begründeten Stellungnahme“ unserer Ministerien, die ihren Einsatz für unsere Belange ausdrücklich versichert haben, öffnen oder sind für sie EU-rechtliche Argumente entscheidender? Was dann? Knickt unsere Bundesregierung ein und opfert einen Teil unseres beruflichen Selbstverständnisses oder nimmt sie eine Klage am EuGH in Kauf?

Architekten und Ingenieure jedenfalls haben ihre Position bei der Anhörung überzeugend vorgetragen, alle grundlegenden Argumente sind ausgetauscht. Wohin der Weg führen wird, bleibt abzuwarten.

BDA-REGIONALPREIS FÜR NIEDERBAYERN-OBERPFALZ IST AUSGELOBT

Auslober ist der Bund Deutscher Architekten BDA, Kreisverband Niederbayern-Oberpfalz. Anlass ist die Auszeichnung qualitätsvoller Architektur und städtebaulicher Projekte in der jeweiligen Region Niederbayern und Oberpfalz; Lob und Auszeichnung für das gemeinsame, erfolgreiche Engagement von Bauherr und Architekt.

Als Preise gibt es Plaketten für Bauwerke mit Auszeichnung und Urkunden für Auszeichnungen und Anerkennungen. Jeweils für Niederbayern und die Oberpfalz ergehen Auszeichnungen in den Kategorien: realisierte städtebauliche Planungen, Bauwerke, Innenausbau und Sonstige.

Jeder Architekt/in oder Bauherr/in kann Bauten aus Niederbayern oder der Oberpfalz einreichen, die in den vergangenen zehn Jahren fertig gestellt wurden.

Die Verleihung soll zukünftig alle drei Jahre erfolgen. Die Dokumentation „Regionalpreis Niederbayern-Oberpfalz“ ist über den Kreisverband Niederbayern-Oberpfalz zu beziehen.

Auskünfte erteilt der Bund Deutscher Architekten BDA Kreisverband Niederbayern-Oberpfalz e.V.

Jakob Oberpriller | Am Schöllgraben 18 | 84187 Hörmannsdorf | Tel. 08702. 91480 | Fax 08702. 91339
mail@oberprillerarchitekten.de

Die Satzung und die Auslobung Regionalpreis 2015 können auf der Homepage des BDA Bayern unter Aktuelles/Meldungen heruntergeladen werden.

FLANIER MIT MIR!

Architekturphilosophische Spaziergänge – Eine Veranstaltungsreihe der Stiftung des BDA und der Universität Bamberg
Julia Mang-Bohn

„Gedanken ohne Inhalt sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind. Daher ist es ebenso notwendig, seine Begriffe sinnlich zu machen (d.i. ihnen den Gegenstand in der Anschauung beizufügen), als seine Anschauungen sich verständlich zu machen (d.i. sie unter Begriffe zu bringen)." Immanuel Kant, Kritik der reinen Vernunft

Immanuels Kants tiefe Einsicht, dass "Gedanken ohne Inhalt leer" und „Anschauungen ohne Begriffe" blind sind, ist die philosophische Grundlage für ein ungewöhnliches Veranstaltungsformat: die architekturphilosophischen Spaziergänge. Bei der von Prof. Christian Illies und Dr. Martin Düchs konzipierten und von der Stiftung des BDA und der Otto-Friedrich-Universität Bamberg veranstalteten Reihe wird im unmittelbaren Kontakt zu Gebäuden und städtischen Räumen über Architektur und Stadt nachgedacht. Die Gruppe flaniert auf einer vorher festgelegten Route durch die Stadt Bamberg, und der Referent bleibt an besonderen oder banalen Orten und Gebäuden stehen, um seine Gedanken zur Architektur anhand des jeweiligen Objektes zu entwickeln, vor dem sich die Gruppe gerade befindet. Dabei steht die Sichtweise von Philosophen im Vordergrund, denn sie kann dazu beitragen, einen ungewohnten, erhellenden Blick auf die gebaute Umwelt zu ermöglichen, den Kunstgeschichte und Architekturtheorie so nicht bieten können. Das kostenfreie und öffentliche Format zielt gleichermaßen auf Philosophen, Architekten und die interessierte Öffentlichkeit. Für jede der genannten Gruppen stellt es eine eigene Herausforderung dar.

Von den drei Spaziergängen, die bisher stattgefunden haben, berichtet folgend jeweils ein Teilnehmer:

Erster Spaziergang mit Prof. Dr. Ludger Schwarte (Kunstakademie Düsseldorf): Architektur und gelingende Gesellschaft
Martin Lindemann

Herrlich leitet Professor Schwarte den Spaziergang ein: Er kenne Bamberg überhaupt nicht, konkret zur Stadt habe er nichts zu sagen. Staunen bei den circa 30 Zuhörern. Sein Ziel sei es, dass die Teilnehmer am Ende mehr Fragen mit fortnähmen, als sie jetzt, zu Beginn der Stadtführung, hätten. Wir sind gespannt!

Was, fragt Schwarte im **Hof der Universität**, macht eigentlich eine Stadt aus? Nicht die Zusammenballung von Menschen und ihren Wohnungen, sondern eine Gestaltung des Stadtraumes durch öffentliche Plätze und öffentliche Gebäude (Sakralbauten, Theater …). Plätze gebe es zweierlei: tote und lebendige. Die toten Plätze würden von Autokraten errichtet oder autoritativen Systemen, auch

wissenschaftlichen: Sie sind architektonisch streng konzipiert, mit geplanter Gebäudeeinfassung, lassen nur einen kleinen Ausschnitt des Himmels herein. Die Doktrin herrscht, freies Gestalten, eigenes Denken sind nicht gewollt, Platz und Geist in spanischen Stiefeln eingeschnürt.

Mit dem **Heumarkt** begegnet den Teilnehmern die andere Platzversion: Sie ist historisch gewachsen, ungeplant, rhizomartig, lässt den Himmel weit herein; die Menschen und ihre Bedürfnisse haben sie gestaltet und werden sie weiter verändern. Hier herrschen die Unverfügbarkeit der Geschichte, der Zufall, die Menschen mit ihren jeweiligen Lebensformen. Aber, denkt sich der Teilnehmer, der auf dem Heumarkt steht: Der Platz ist tatsächlich rhizomartig und gewachsen, aber er wirkt alles andere als lebendig; Teile sind mit Bändern abgesperrt zu Privatparkplätzen, Durchgangsverkehr lärmt, einzig ein italienisches Eiscafé versucht sich, aber es kämpft offensichtlich ums Überleben. Wer wollte sich schon auf diesem Platz gemütlich oder gar stilvoll niederlassen?

Der **Domplatz** bietet mit seinem beherrschenden Gebäude ein eindrückliches Vorbild für die Stadtgestaltung. Der Dom nämlich, führt Schwarte aus, vereine zwei Aspekte: innen die Welt Gottes für die Gläubigen, für die, die dazugehören; durch seine erhabene, beeindruckende Außenseite eine Einladung an die „Heiden“, an die also, die noch nicht Teil der Gemeinschaft sind, die man gewinnen möchte. Dies müsse man, so Schwarte, auf die Stadt und ihre Gesellschaft übertragen, wenn sie gelingen soll: Eine Gesellschaft dürfe nicht nur für die Dazugehörigen da sein und die anderen, die Fremden ausschließen (heute z. B. Obdachlose, Bettler, Flüchtlinge) – sie müsse vielmehr für alle offen und einladend sein, sie gleichsam hereinziehen, attrahieren. Frage eines Teilnehmers: Wie macht man das? Schwarte: Dafür brauche es (nach dem Vorbild des antiken Athen) bestimmte Institutionen: Theater, Sportstadien, Bordelle, Bäder (in denen man sich nackt begegnet und reden kann). Insgesamt müsse die Stadt durch die Feier des Lebens und einer ihr entsprechenden Architektur („Nonsens-Architektur“) die Außenstehenden und die Fremden an- und hereinlocken. Eine Überlegung findet keine Antwort. Dass wir heute jede der genannten Institutionen in jeder Stadt vorfinden, ebenso Spaß- und Eventerlebnisse im Überfluss, ist unbestritten. Warum haben wir trotzdem das Gefühl, dass unsere Gesellschaft immer noch nicht so recht gelingt?

Im **Rosengarten**, mit Überlegungen zu Stadt, Stadtgesellschaft und Natur und großartigem Blick über Bamberg, endet unser Spaziergang – ein voller Erfolg: Mit 500 Fragen war man gekommen, mit 1000 ging man heim. Man freut sich aufs Weiterdenken, in Gesellschaft, und wenn‘s gut geht – gelingend. Danke!

Zweiter Spaziergang mit Dr. Mathias Scherbaum (Universität Bamberg): Philosophie und Romantik in Bamberg in der Zeit um 1800
Marko J. Fuchs

Der zweite Spaziergang nahm weniger die Architektur Bambergs im Einzelnen in den Blick, sondern vielmehr die historischen Orte zu Stationen, an denen sich um 1800 bedeutende Gestalten der deutschen Geistesgeschichte aufhielten. Am Anfang stand das **Jesuitenkolleg** im Stadtzentrum, das die Keimzelle der späteren Otto-Friedrich-Universität darstellt und daher folgerichtig heute die beiden Institute für Philosophie und für katholische Theologie beheimatet. Die nächste Station war das **Marcushaus**, benannt nach **Adalbert Friedrich Marcus**, dem seinerzeit auch über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannten Arzt und Förderer von Kunst und Kultur in Bamberg. Dass **Georg Wilhelm Friedrich Hegel** in Bamberg für eine gewisse Zeit gelebt und gearbeitet hat, ist allgemein bekannt. Kaum jemand weiß indessen, dass schon einige Jahre vorher ein anderer der großen deutschen Idealisten, nämlich **Friedrich Wilhelm Josef Schelling**, Bamberg besucht und hier offenbar auch Vorträge über Naturphilosophie gehalten hat. Einer der Gründe hierfür ist u. a. besagter Adalbert Friedrich Marcus, in dessen Arbeit als Mediziner Schelling einige Verwandtschaften mit seinen eigenen naturphilosophischen Ansätzen entdeckte und dessen Kontakt er deswegen um 1800 suchte.

Weiter ging es mit dem **Domplatz**, jedoch anders als bei der ersten Stadtführung lag der Fokus dieses Mal nicht auf der Funktion des Doms und der Gestaltung des Platzes selbst, sondern auf einem Textstück aus dem Tagebuch eines jungen Berliners, der während einer Sommerreise nach Franken beim Besuch einer Messe im Dom anlässlich des Heinrichsfests bleibende Eindrücke erhalten hatte und diese später in einem der Schlüsseltexte der deutschen Frühromantik verarbeiten sollte. Die Rede ist von **Wilhelm Heinrich Wackenroder** und seinen gemeinsam mit Ludwig Tieck verfassten „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders". Wie Matthias Scherbaum eindrucksvoll zeigen konnte, waren zahlreiche Tagebucheintragungen Wackenroders fast wortwörtlich in diesen frühromantischen Text eingegangen. Man kann somit sagen, dass Bamberg eine ganz maßgebliche Rolle in der Entwicklung der romantischen Literatur in Deutschland gespielt hat.

Eine andere mit den architektonischen Formen Bambergs verbundene Erfahrung hatte **E.T.A. Hoffmann**, der von 1808 bis 1813 – relativ erfolglos – als Kapellmeister in Bamberg arbeitete und im Grunde erst hier tatsächlich seine Laufbahn als Schriftsteller einschlug. Der Besuch des damals noch existenten Kapuzinerklosters lieferte die Grundideen zu Hoffmanns später erschienenen „Elixieren des Teufels". Auch sonst kann man gut nachvollziehen, wie sich in seinen Texten – entstanden sind direkt in Bamberg u.a. einige der „Fantasiestücke

in Callots Manier“ und die Figur des Kapellmeistes Johannes Kreisler sowie musikalische Kompositionen – das mittelalterliche Stadtbild des zumal nächtlichen Bamberg niedergeschlagen hat. Passend wurden diese Zusammenhänge von Herrn Scherbaum daher vor der **Kirche St. Stephan** erläutert, zu der man vorbei an der engen **Eisgrube 14** gelangt, wo man bis heute den berühmten Türknauf in Gestalt des Apfelweibs aus dem „Goldenen Topf“ besichtigen kann. Und auch der Gang durch den nächtlichen Luisenhain hinaus nach Bug und die dortigen Gelage in der heutigen **Gaststätte Lieb** waren zweifellos eine Inspiration für diesen spätromantischen Autor, begegnete ihm hierbei doch nicht zuletzt der sprechende Hund Berganza des Cervantes.

Weniger exzessiv, dafür mit dem gediegenen Gang des Weltgeistes fest im Blick, stellt sich die Aufenthaltszeit **Georg Wilhelm Friedrich Hegels** in Bamberg (1807 – 1808) dar. Äußerlich mit der weniger turbulenten, weil gründlich zensierten Tätigkeit der Herausgabe der Bamberger Zeitung beschäftigt, brachte Hegel im Haus **Am Pfahlplätzchen 1** seine „Phänomenologie des Geistes“, jenes epochale Werk der klassischen deutschen Philosophie, zum Abschluss und fand in Bamberg auch seinen ersten Verleger.

Die Spaziergänger nahmen viele neue Informationen und Perspektiven aus Bamberg von dieser Stadtführung mit nach Hause – und sicherlich die Anregung, die Klassiker der deutschen romantischen Literatur wieder einmal und mit dem Bild des mittelalterlichen Bamberg vor dem geistigen Auge zu lesen.

Dritter Spaziergang mit Nicholas Ray (Cambridge University): Areas of moral relevance in architecture
Anastasia Schubina

Fragestellungen zur Moral und Verantwortung in der Architektur tauchen, wenn man nur den Blick darauf richtet, überall auf. Daher beginnt Nicholas Ray, der sich mit diesem Thema sowohl in der Theorie als auch in der Praxis als Architekt auseinandersetzt, den Diskurs bereits am **Maxplatz**, dem Ausgangspunkt des Spaziergangs.

Die erste Frage, die Nicholas Ray aufwirft, ist, inwiefern ein Gebäude höflich und zurückhaltend gegenüber dem Kontext sein sollte, wenn der Preis dafür der Verlust der Ehrlichkeit durch die Unterdrückung der eigenen Bedürfnisse und die Verschleierung der eigenen Natur ist. Die Frage bleibt als Denkanstoß im Raum, und wir wandern zur nahe gelegenen **Kettenbrücke**. Dort finden sich vier Gebäude verschiedener Epochen, die in dem Spannungsfeld zwischen ehrlich und höflich unterschiedlich eingeordnet werden können. Nicholas Ray beschreibt zunächst die architektonischen Qualitäten, aber auch die wahrscheinlichen Hintergründe, die zu dem Erscheinungsbild geführt haben. Seine Beobachtungen sind dabei bemerkenswert präzise. Er unterscheidet zwischen Aspekten, die er als

Fachmann bewerten kann, und solchen, die er objektiv behandelt, weil sie erst dialektisch betrachtet werden müssen. Am Ende stellt er die Frage: „Was ist besser?“ in die Runde. Doch keiner vermag zu sagen, ob beispielsweise das ehrliche eigenständige, aber architektonisch weniger gelungene Gebäude besser ist als das zurückhaltend historisierende, aber charakterlose Gebäude.

Nach zwei weiteren Stopps tauchen wir aus einer niedrig bebauten Gasse in eine Toreinfahrt ein und finden uns in einem weitläufigen Garten, genauer dem **Gärtner- und Hackermuseum in der Gärtnerstadt**. Wir stoßen etwas weiter zwischen den duftenden, beschilderten Beeten vor, so dass wir die erstaunliche Größe des innerstädtischen, landwirtschaftlichen Freiraums erfahren können. Hier stellt der Vortragende die Frage, ob wir uns so viel Freiraum eigentlich noch leisten können. Um die Qualität dieses Ortes zu erfahren, bittet er uns einen Augenblick still zu sein. Tatsächlich hört man, obwohl man gerade noch mitten in der von Touristen wuselnden Stadt war, nur noch Bienensummen. Die Beteiligten schmunzeln allesamt. Nicholas Ray berichtet von Studien von Martin Leslie aus den 1960er Jahren, nach denen mit großen Blockstrukturen hohe Dichte und große öffentliche Freiräume erzeugt werden können. In der gleichen Zeit hat sich Jane Jacobs komplett gegen das Planen an sich ausgesprochen. Diesmal bleibt es nicht bei der Frage, was richtig sei. Nicholas Ray ist der Meinung, dass der Architekt die Möglichkeiten bei einer Planung prüfen und mit messbaren Studien belegen soll, um diese zusammen mit weichen Faktoren in eine Waagschale legen zu können und dem Nutzer, dessen Bedürfnisse letztlich entscheidend sind, ein Angebot machen zu können.

Wir halten noch einmal am Kloster zum Heiligen Grab, um anschließend unsere letzte Station, den **Hauptbahnhof**, zu erreichen. Auf dem Parkplatz, der hier statt eines Bahnhofsvorplatzes existiert, blicken wir nun auf das größtenteils leer stehende Einkaufszentrum „Atrium“. Warum dieses nicht funktioniert, und wessen Schuld das ist, fragen sich sicher auch manche Bamberger. Nicholas Ray beschreibt das Gebäude als aus kapitalistischen Zwängen erwachsen und mit einem aufregenden Accessoire in Form eines asymmetrischen und spitzen Vordachs vermeintlich aufgewertet. Nicht nur das Gebäude ist unattraktiv, auch die Lage und der Zugang sind unvorteilhaft. Lange vor dem Entwurf des Architekten muss an den Stellschrauben für das Gelingen eines Ortes gedreht werden, welcher der Stadt nutzt und auf die Bedürfnisse der Gesellschaft eingeht. Wenn die falschen Entscheidungen bereits getroffen wurden, steht der Architekt vor einem moralischen Dilemma. Als Planer hat man die Wahl, solche Bauaufgaben abzulehnen oder sich zu bemühen, das Beste aus den Zwängen zu machen. Natürlich stehen diese Optionen nicht jedem gleichermaßen offen. Der Architekt trägt also die Verantwortung für die gebaute Umwelt, allerdings tragen die Gesellschaft, beziehungsweise ihre Repräsentanten, und die Auftraggeber ebenfalls einen großen

Teil der Verantwortung mit. Für einige Zuhörer sind das neue Erkenntnisse, es gibt einige Rückfragen seitens der Philosophen zu den Planungsprozessen.

Allgemein hat der Spaziergang die Wahrnehmung der Welt durch die Augen eines Architekten für die Besucher gezeigt. Während wir von einer Station zur anderen geschlendert sind, habe ich die Bemerkung eines Philosophiestudenten aufgeschnappt, der Vortrag lenke auf jeden Fall den Blick nach oben. Aber auch für Architekten war es ein Genuss jemandem zuzuhören, der mit faszinierender Präzision seine Eindrücke zu besonderen Orten beschreibt und die Fragestellungen, die diese für ihn aufwerfen, formuliert. Interessant war, dass der Vortragende diese Orte erst am gleichen Tag kennengelernt hatte und eine ad hoc Analyse ohne die Vorbelastung durch spezielles Wissen zu der Geschichte des Ortes durchgeführt hat. Die ausgesuchten Stationen ließen allgemeingültige Fragestellungen zu und schienen charakteristisch für Bamberg. Aber auch Einheimischen hat die Route eine neue Sichtweise auf die Stadt eröffnet. Die Spaziergänger bleiben mit vielen Fragen zu moralischen Dilemmata in der Architektur zurück. Man verspürt aber keine Ohnmacht oder Ratlosigkeit. Im Gegenteil, zu allen Fragestellungen sind nüchterne Pro- und Contra-Argumente gefallen, die Impulse zum Weiterdenken gesetzt haben.

Hinweis von Julia Mang-Bohn:
Im Herbst finden noch zwei weitere Spaziergänge statt, zu denen alle Interessierten herzlich eingeladen sind. Am Freitag, den 16. Oktober 2015 beschäftigt sich Dr. Gerhard Stamer (Reflex Philosophie/ Uni Bamberg) mit dem „Wesen der Stadt“ und am Freitag, den 6. November 2015 geht es bei PD Dr. Peter Bernhard (Uni Jena/FAU Erlangen) um Bamberg und die Moderne. Treffpunkt ist jeweils um 16 Uhr am Maxbrunnen auf dem Maxplatz in Bamberg. Da Bamberg auch sonst eine sehr sehenswerte Stadt ist, lässt sich ein architekturphilosophischer Spaziergang optimal mit einer Stadtbesichtigung und dem Genuss fränkischer Spezialitäten verbinden. Lassen Sie sich diese Gelegenheit nicht entgehen

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass
cura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

VORSICHT BEI VEREINFACHUNGEN ZUR HOAI

Die asscura informiert
Thomas Schmitt

Die Honorarordnung für Architekten und Ingenieure (HOAI) ist ein komplexes Werk, und viele Planer tun sich schwer damit, ihren Auftraggebern die Einzelheiten der Honorarabrechnung verständlich zu erläutern. Sie suchen vielmehr nach einfachen Lösungen. Das birgt aber Risiken. Einen problematischen Fall musste das Oberlandesgericht Koblenz (Az.: 10 U 754/11, IBR 2014, 421) entscheiden: Der Architekt hatte eine „Pauschalvergütung in Höhe von 16 Prozent der anrechenbaren Baukosten nach HOAI“ vereinbart. Dies klingt einfach und plausibel, führte bei der Schlussrechnungslegung dann aber zum Streit darüber, was unter „anrechenbaren Kosten“ konkret zu verstehen sei.

Die im Entscheidungsfall noch geltende HOAI 1996 sah in § 10 HOAI bekanntlich einen Dreiklang der Kostenermittlungen (Kostenberechnung – Kostenanschlag – Kostenfeststellung) und damit mehrere Möglichkeiten vor, die anrechenbaren Kosten zu ermitteln. Das OLG konnte insoweit nicht erkennen, welche der Möglichkeiten konkret gemeint sein sollte und urteilte daher zum Schluss:

1. Die getroffene Pauschalvergütungsvereinbarung ist aufgrund Verstoßes gegen das Bestimmtheitserfordernis unwirksam.

2. Der Architektenvertrag als solcher bleibt auch bei dieser Unwirksamkeit bestehen.

3. Mangels Feststellungsmöglichkeiten eines übereinstimmenden Parteiwillens in Bezug auf die Einordnung des vereinbarten Honorars innerhalb der Mindest- und Höchstsätze der HOAI kommt nur ein Vergütungsanspruch auf der Grundlage der HOAI ohne Honorarvereinbarung (= Mindestsatzbasis) in Betracht.

Erhofft hatte sich der Planer allerdings ein Honorar im Bereich der Höchstsätze.

Die aktuelle HOAI 2013 hat die Sache einerseits zwar etwas vereinfacht, denn es gibt bekanntlich nur noch die anrechenbaren Kosten der Kostenberechnung. Andererseits soll bei Bestandsbaumaßnahmen nach der HOAI 2013 jedoch nun die mit zu verarbeitende Bausubstanz wiederum mit berücksichtigt werden. Genau dabei kommt es aber neuerlich zu den vorgenannten Problemen. Die HOAI 2013 trifft nämlich (leider) über den konkreten Umfang der mit zu verarbeitenden Bausubstanz bzw. die konkrete Art und Weise der Ermittlung der anrechenbaren Kosten der mit zu verarbeitenden Bausubstanz keinerlei Aussagen. Es ist deshalb in jeder Hinsicht anzuraten, bei Fragen der Vertragsgestaltung möglichst frühzeitig einen Fachanwalt für Bau- und Architektenrecht zu kon-

sultieren – damit der Planer zum Schluss auch wirklich zu seinem angemessenen Honorar kommt.

Kompetenz im Bau- und Architektenrecht

JuS RECHTSANWÄLTE

Der Bereich Bau, Miete und Immobilien bildet seit über 20 Jahren einen Schwerpunkt unserer Kanzlei. Wir betreuen unsere Mandanten in diesen Spezialgebieten in einem Team von aktuell vier Fachanwälten/innen.

JuS Rechtsanwälte
Schloms und Partner
Ulrichsplatz 12
86150 Augsburg
fon: 08 21/34660-24
fax: 08 21/34660-82
jus@jus-kanzlei.de

Thomas Schmitt
Rechtsanwalt
Fachanwalt für Bau- und Architektenrecht
Schlichter nach SOBau

Uwe Hartung
Rechtsanwalt
Fachanwalt für Bau- und Architektenrecht
Fachanwalt für Miet- und WEG-Recht

www.jus-kanzlei.de

FÖRDERBEITRÄGE 2015

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Moritz Auer
Auer + Weber + Assoziierte GmbH

Philipp Auer
Auer + Weber + Assoziierte GmbH

Stephan Suxdorf
Auer + Weber + Assoziierte GmbH

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Peter und Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Robert Fischer, Thomas Eckert
Dömges Architekten

Rainer Hofmann, Ritz Ritzer
Bogevischs Büro

Ludwig Karl
Karl + Probst Architekten

Walter Landherr
Landherr Architekten

Hans Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Peter Ackermann
Ackermann Architekt BDA

Markus Allmann
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Axel Altenberend, Klaus Mauder
DMP Architekten

Armin Bauer
RitterBauerArchitekten GmbH

Karlheinz Beer
Karlheinz Beer Büro f. Architektur u. Stadtplanung

Rolf Bickel
Bickelarchitekten

Laurent Brückner
Brückner Architekten GmbH

Peter Doranth
Doranth Post Architekten

Volker u. Wolfram Heid
Heid Architekten

Reinhold Jäcklein
Architekturbüro Jäcklein

Martin Kopp
F64 Architekten

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekt BDA

Eckhard Kunzendorf
Kunzendorf Architekturbüro GmbH

Ulrike Lauber, Peter Zottmann
Lauber + Zottmann

Philip Leube
F64 Architekten

Rainer Lindermayr
F64 Architekten

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Thomas Meusburger
F 64 Architekten

Florian Nagler
Florian Nagler Architekten

Wolfgang Obel
Obel & Partner GbR

Rainer Post
Doranth Post Architekten

Roland Ritter
RitterBauerArchitektenGmbH

Amandus Sattler
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Stephan Walter
F64 Architekten

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Frank Welzbacher
RitterBauerArchitektenGmbH

PROFESSOR HELMUT GEBHARD†

Bernhard Landbrecht

„Bauen ist technische Kunst in sozialer Verantwortung." (Helmut Gebhard 1926 – 2015). Es war diese ganzheitliche Haltung, die sein erfülltes Leben bestimmt hat. Sein offener, zukunftsorientierter Blick, sein umfassendes Wissen, das weit über die Grenzen unseres Berufsstandes hinaus reichte, und seine große musische Begabung ermöglichten ihm immer wieder in selbstbewusster Bescheidenheit Grenzüberschreitungen, die in unserer hochspezialisierten Welt nur wenigen Menschen mit derart sicherem Schritt gelingen.

Nach dem Abitur absolvierte Helmut Gebhard von 1947 bis 1953 seine Ausbildung zum Architekten an der damaligen Technischen Hochschule München und begann 1955 nach der Großen Staatsprüfung seinen beruflichen Werdegang bei der Bayerischen Staatsbauverwaltung, bis er 1967 als Ordinarius an die TH München berufen wurde. 1966 promovierte er zum Dr.-Ing. mit seiner Dissertation „System, Element und Struktur in Kernbereichen alter Städte". Bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1993 prägte er als Inhaber des Lehrstuhls für Entwerfen und Ländliches Bauwesen an der Fakultät für Architektur der Technischen Universität München mehrere Generationen von angehenden Architekten.

Wer ihn als Lehrer erlebte, war fasziniert vom exzellenten Gehör des Musikers, der in Studienarbeiten sofort auch kleinere „Schwebungen" aufspürte, wie auch von der analytischen Argumentation des Ingenieurs, der „Maß und Zahl" unerbittlich ins Zentrum der Diskussion rückte. Für ihn bezeichnend sah er in jedem Studierenden immer schon den künftigen Kollegen. Die kleinen mit wenigen Bleistiftstrichen am äußersten Rand eines Entwurfsblattes notierten Korrekturskizzen waren auch Zeichen seines menschlichen Respekts.

Wer ihn in der Gruppe der Assistenten an seinem Lehrstuhl begleitete, wurde einerseits angesteckt von der großen universitären Freiheit seines Denkens, das zu mehreren herausragenden Forschungsarbeiten führte, andererseits lernte man aber auch schnell, diese Freiheit immer in sozialer Verantwortung zu sehen. So hatte beispielsweise die Betreuung der Studierenden absoluten Vorrang und die wöchentlichen Vorlesungen bereiteten ihm selbst große Freude. Deshalb waren seine „Dienstagsgespräche" immer aktuell und mit größter Sorgfalt vorbereitet, was jeder spürte. Auch kann

ich mich nicht erinnern, dass wegen eines Tagungstermins oder eines Preisgerichts eine Vorlesung ausgefallen wäre.

Wer mit ihm als Architekt in Partnerschaft arbeitete, konnte beobachten, dass er nur für Projekte zu gewinnen war, bei denen er Chancen sah, diese in umfassender Verantwortung gegenüber der Gesellschaft verwirklichen zu können. Dahinter stand zudem seine tiefe Überzeugung, dass ein Architekturlehrer immer auch vorbildlich planen und bauen sollte.

Wer ihn in Gremien oder Arbeitskreisen erlebte, war erstaunt, mit welchem unermüdlichen Einsatz er zwar nicht anklagend, aber deutlich vernehmbar seine Stimme erhob für fachliche Qualifikation im Planen und Bauen auf allen Ebenen, denn „mit allem Bauen (ist) untrennbar eine öffentliche Wirkung verbunden, eine Tatsache, die von der postindustriellen Egoismengesellschaft nicht ausreichend erkannt und beachtet wird. Alles Bauen steht in der Doppelbeziehung zwischen privaten und öffentlichen Belangen. Daraus erwachsen auch Pflicht und Recht der Öffentlichkeit, für ein geordnetes Bauwesen als Daueraufgabe fachkundig Sorge zu tragen.“ (Helmut Gebhard)

Helmut Gebhard, Mitglied des BDA seit 1971, hat sich in besonders vorbildlicher Weise „zur Qualität des Planens und Bauens in Verantwortung gegenüber Gesellschaft und Umwelt“ bekannt (Erstes Ziel des BDA in seiner Satzung, zuletzt 2012). Er verstarb am 4. August 2015 in München.

Anmerkungen
Zum Leben von Helmut Gebhard, zu seinem Wirken als Lehrender und Forschender, seinem Schaffen als Architekt und seinen zahlreichen Auszeichnungen siehe u. a.

Lehrstuhl Reichenbach-Klinke, Helmut Gebhard, Bauten und Forschung, Dokumentation TUM 1996
Lehrstuhl Reichenbach-Klinke, Helmut Gebhard, Architektur ist Umweltgestaltung, Dokumentation TUM 2006
Bayer. Landesverein für Heimatpflege Hrsg., Helmut Gebhard • Universitätsprofessor und Architekt – Alles Bauen ist Umweltgestaltung, Der Bauberater 2011 Heft 4
Bayer. Akademie der Schönen Künste Hrsg., Architekten der Akademie, Ausstellungskatalog 2014

ANERKENNUNG BEIM BAYERISCHEN ARCHITEKTURPREIS 2015

Brigitte Jupitz, Sprecherin der Initiative pro-stadtBAUmeister

Die Mitglieder der Nürnberger Initiative pro-stadtBAUmeister können sich über die Anerkennung beim Bayerischen Architekturpreis 2015 freuen. Das Auswahlkuratorium unter Vorsitz von Frau Prof. Christiane Thalgott, Stadtbaurätin der Landeshauptstadt München a.D., sprach der Initiative pro-stadtBAUmeister eine Anerkennung dafür aus, dass sie die Komplexität des Planens und Bauens durch das erfolgreiche Eintreten für den Erhalt des Amtes des städtischen Baureferenten sichtbar gemacht hat. Am 6. Juli 2015 nahmen die Mitglieder der Initiative, Vertreter des AIV (Architekten- und Ingenieurverein), des Arbeitskreises der angestellten, beamteten und in der Bauwirtschaft tätigen Architekten in der ByAK, von BauLust, des BDA Kreisverbandes Nürnberg- Mittelfranken-Oberfranken, der TH Nürnberg und der SRL – Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung die Urkunde im Rahmen der Preisverleihung in der Bayerischen Architektenkammer in München in Empfang.

Anmerkung der Redaktion:
Der BDA Bayern gratuliert den weiteren Preisträgern, die das Kuratorium vergab. Die insgesamt drei Preise gingen an die Landschaftsarchitektin Prof. Regine Keller, an Ministerialdirektor a.D. Josef Poxleitner und erstmals mit dem NS-Dokumentationszentrum München auch an ein Gebäude. Das NS-Dokumentationszentrum erhielt zusätzlich den „Bayerischen Staatspreis für Architektur 2015“ der Bayerischen Staatsregierung. Die zwei Anerkennungen sprach das Kuratorium der Nürnberger Initiative “pro-stadtBAUmeister“ und für Ministerialrat Michael Weidenhiller aus. Michael Weidenhiller wurde für sein Engagement gewürdigt, Architektur und Schule in Beziehung zu setzen und Schülerinnen und Schüler schon frühzeitig für Gestaltung zu sensibilisieren.

RANDBEMERKT

Bis 2030 werden nach Schätzungen der Vereinten Nationen weltweit **fünf Millarden Menschen in Städten** leben. Zudem werden die Städte globale Entwicklungen wie Klimawandel, steigenden Energie- und Mobilitätsbedarf sowie Ressourcenknappheit bewältigen müssen. Angesichts dieser Aussichten ist heute schon über Zukunftslösungen nachzudenken. Zu diesem Zweck hat das **Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) das Jahr 2015 zum Wissenschaftsjahr Zukunftsstadt** ernannt. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler werden gemeinsam mit Kommunen, Wirtschaft, Bürgerinnen und Bürgern die großen gesellschaftlichen Herausforderungen wie sichere Energie, klimaangepasstes Bauen, Wohnen, Arbeiten, Freizeit, Kultur, Bildung, Mobilität und vieles mehr thematisieren. Als Teil dieser Initiative

tourt derzeit die **MS Wissenschaft** – ein rund 100 m langes Transportschiff – durch Deutschland und bietet auf **600 m² die Ausstellung „Zukunftsstadt“** mit über 30 meist interaktiven Exponaten zum Ausprobieren, Mitmachen und Mitdenken. Einer der Schlüssel zum Erfolg sieht **Prof. Anette Weisbecker**, stv. Institutsleiterin des Fraunhofer IAO in Stuttgart, in der Vernetzung von Unternehmen, Forschung und Politik. Die MS Wissenschaft legt noch bis Ende September an verschiedenen Anlegestellen an.

Daran schließt sich das neue Format **„Morgenstadt – Urban Solutions“** an, ein Gemeinschaftsprojekt der Messe Stuttgart, dem Fraunhofer-Insititut für Arbeitswirtschaft und der Organisation IAO. Vom **21. bis 23. Juni 2016** soll in den **Stuttgarter Messehallen** eine Plattform für alle Akteure entstehen, die Verantwortung für die Gestaltung der Zukunft von Städten und großen Ballungsräumen haben.

Die VOB/B ist für Bauverträge mit Verbrauchern (privaten Bauherren) bekanntlich nicht mehr anzuwenden. Sie ist in der bestehenden Form als Vertragsgrundlage auf den rein gewerblichen Geschäftsverkehr beschränkt. Mit der **neuen BVO/V (Bauvertragsordnung für Verbraucher)** ist eine Vertragsgrundlage für alle Bau- und Handwerkerverträge mit privaten Bauherren geschaffen worden, deren Text zwar auf die Regeln der VOB/B basiert, aber um die AGB-rechtswidrigen Passagen bereinigt ist.

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dipl.-Ing. Cordula Rau, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:
Dipl.-Ing. Georg Brechensbauer, München; Dr. phil. Marco J. Fuchs, Bamberg; Dipl.-Ing. Brigitte Jupitz, Nürnberg; Dipl.-Ing. Bernhard Landbrecht, Regierungsbaumeister, München; OStR. Martin Lindemann, Lehrer für Latein, Ethik, Philosophie, Neusäß; Dipl.-Ing. Julia Mang-Bohn, München; Dipl.-Ing. M.A. Günter Meyer, München; Dipl.-Ing. Karl Ulrich Pfannschmidt, Gerbrunn; RA Thomas Schmitt, Augsburg; Dipl.-Ing. Anastasia Schubina, München; Dipl.-Ing. Hermann Straubinger, Journalist und Buchautor, München

Verantwortlich für dieses Heft:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN